

REZENSIONEN

Alexander von Humboldt: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*
Hrsg. v. Ottmar Ette und Oliver Lubrich
Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2004
937 Seiten + 176 Seiten "Physikalischer Atlas" von Heinrich Berghaus

Alexander von Humboldt: *Ansichten der Cordilleren
und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas*
Aus dem Französischen v. Claudia Kalscheuer
Hrsg. v. Oliver Lubrich und Ottmar Ette
Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2004, 447 Seiten mit 69 Tafeln

Im Frühherbst 2004 war Alexander von Humboldt in Deutschland plötzlich in aller Munde, vom Bundespräsidenten Horst Köhler bis zum TV-Talkmaster Günther Jauch. In allen Feuilletons wurde vom großen Forschungsreisenden geschrieben. Er schaffte nicht nur den Sprung in die Kulturmagazin-Sendungen des Fernsehens, sondern sogar in die Headlines der Fernsehnachrichten. Es traf sich günstig, dass Hans Magnus Enzensberger 70 Jahre werden sollte, die Rückkehr Humboldts von seiner Südamerika-Expedition sich zum 200. Mal wiederholte und die von Enzensberger herausgegebene, jetzt im Eichborn-Verlag betreute "Andere Bibliothek" ihren 20. Geburtstag feierte. Es war aufschlussreich zu beobachten, wie man einen Klassiker, den außer einer kleinen Gemeinde von Forschern und Liebhabern in Deutschland niemand mehr las, mit einer professionellen Kampagne mit einem Schlag ganz nach vorn bringen konnte. Humboldt wurde den Deutschen als Identifikationsobjekt fürs 21. Jahrhundert präsentiert. Auftakt im Senatsaal der Humboldt-Universität, Pressekonferenzen, Veranstaltungen in ganz Deutschland, eine Hör-CD¹ mit Lesungen aus dem *Kosmos* und dem wunderbaren Gedicht "A.v.H." von Enzensberger², opulenter Internet-Auftritt usw. usw.

Kampagnen, das weiß jeder, verlaufen als Wellen, sie bauen sich auf und ebbten ab. Kurz vor Humboldt war es Kants 200. Todesjahr. Nach Humboldt kam die hundertste Wiederkehr des Einstein'schen Wunderjahrs 1905, dann Schillers 200. Todestag. Stifters 200. Geburtstag wird hierzulande wenig Chancen haben. Schon im Frühjahr 2005 passiert in Sachen Humboldt kaum mehr etwas. Die Internet-Seite ist eingeschlafen. So ist das mit dem 21. Jahrhundert.

Es gibt wenig Grund, sich darüber kulturkritisch zu erregen oder die Humboldt-Kampagne ironisch zu kommentieren, weil es sich mit ihr nicht anders verhält als wenn Mer-

¹ *Das Beste aus Humboldts Kosmos*. Ausgewählt von Kristina Vaillant, Anne Vonderstein & Rainer Wieland. Sprecher: Hans Magnus Enzensberger, Gert Heidenreich. Regie: Hans Drawe, Produktion: HR 2. 2 CDs, zus. 130 Minuten.

² Ursprünglich in: *Mausoleum. Siebenunddreißig Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975, Seite 56–58. – In all dem Medientrübelpingel ging ein wenig unter, dass Enzensbergers Kennerschaft und Achtung für Humboldt schon Jahrzehnte anhält.

cedes seine A-Klasse über Wochen mit einer renommierten spanischen Tanztheater-Gruppe einführt, Benetton eine neue Serie startet oder der Papst stirbt. Dies sind Kultur-Ereignisse. Sie sind es nur, wenn sie die Spielregeln performativer Inszenierung einhalten. Und, kein Zweifel, die Humboldt-Kampagne war gut gemacht.

Was bleibt – außer einem erstaunlichen Verkaufserfolg zweier Bücher, die immerhin 168 Euro kosten, und außer den vermutlich einigen hundert Menschen, die Humboldt wirklich gelesen und schätzen gelernt haben –, was bleibt sind die beiden Editionen, die hier zu besprechen sind. Es sind der *Kosmos* (1845–59), Humboldts Spätwerk, und die *Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas*, in französischer Sprache 1810–13 in Paris publiziert als 4. Band des 29bändigen Werks *Voyage aus régions équinoxiales du Nouveau Continent* (1805–1839).

Die Herausgeber sind der Potsdamer Romanist Ottmar Ette und der junge Berliner Komparatist Oliver Lubrich. Ette ist den Humboldt-Forschern vertraut als Organisator der Konferenz zur Ausstellung *Alexander von Humboldt: Netzwerke des Wissens* 1999 in Berlin, und als Herausgeber der einzigen zuverlässigen Ausgabe der deutschen Übersetzung der *Relation historique*, weitgehend der Übersetzung von Hermann Hauff (1859/60) folgend (*Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents*. 2 Bde., 1991). 2002 publizierte Ette sein großes Humboldt-Buch *Weltbewusstsein. Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne*. Auch in Ettes neuesten Werk *ÜberLebenswissen* (2004) ist Humboldt ein Fixstern am Himmel dieses hoffnungstarken Entwurfs der philologischen Wissenschaften. Oliver Lubrich ist durch eine Reihe komparatistischer Arbeiten hervorgetreten und hat wichtige Aufsätze zu Humboldt publiziert. Während in den vergangenen Jahrzehnten in der BRD, der DDR, im vereinten Deutschland, aber auch international die Humboldt-Diskussion vor allem durch Wissenschaftshistoriker dominiert wurde, war es an der Zeit, dass die Literaturwissenschaftler neben dem Forscher vor allem auch den Autor Humboldt ins Spiel bringen. Angesichts der weltweiten Geltung Humboldts ist es nachgerade beschämend, wie sehr das in deutscher und französischer Sprache geschriebene, bislang gänzlich unbefriedigend edierte Œuvre Humboldts von der Germanistik und Romanistik vernachlässigt wurde.

Der *Kosmos*, als Bestseller des 19. Jahrhunderts zwar antiquarisch recht gut greifbar, war als moderne Edition zuletzt nur in der unzulänglichen Teil-Ausgabe des verdienstvollen Humboldt-Biographen Hanno Beck im Rahmen seiner siebenbändigen Studienausgabe zugänglich. Die von Ette/Lubrich besorgte Edition ist die erste (!) vollständige Publikation des *Kosmos* seit der Erst-Ausgabe 1845–62 (bzw. deren Nachdrucken). Dafür allein muss man dankbar sein. Wie auch dafür, dass das Werk in nur einem Großfolio-Band herausgebracht wurde. Das erlaubte die gleichformatige Beigabe des *Physikalischen Atlas* (1838–48) von Heinrich Berghaus.

Damit hat es eine besondere Bewandtnis. Humboldt wollte ursprünglich seinen *Kosmos* durch ein Kartenwerk von Berghaus begleiten lassen. Dieser Plan kam wegen eines Zerwürfnisses zwischen dem mächtigen Verleger Cotta und Berghaus nicht zustande. Daraufhin publizierte Berghaus seinen *Physikalischen Atlas* bei Perthes in Gotha. Nun begründen die Editoren die Beigabe des *Physikalischen Atlas* damit, dass Berghaus in der 13. Lieferung 1845, dem Jahr des Erscheinens von Bd. I des *Kosmos* wie auch in der 2. Auflage ausdrücklich den Atlas “als Hilfsmittel beim Studium” des *Kosmos* anbietet und dass, umgekehrt, dem II. Band des *Kosmos* (1847) ein achtseitiger Werbetext des Berghaus-Atlas beigefügt sei (in meiner Ausgabe von 1847 ist das nicht so). Daraus und aus der freund-

schaftlichen Zusammenarbeit der beiden Gelehrten³ wird folgende editorische Entscheidung abgeleitet: man lässt den 230seitigen Textteil des Berghaus-Atlas weg und fügt am Rand jeder Karte eine Referenz auf einen Abschnitt des “Naturgemälde” in Bd. 1 des *Kosmos* ein, so dass der um seinen Textteil amputierte Berghaus-Atlas nunmehr als durchgängige Illustration zum *Kosmos* erscheint. Ette/Lubrich indizieren auch jene Karten – nämlich zur “Geographie der Thiere”, “Anthropographie” und “Ethnographie” (mehr als ein Drittel aller Karten) –, die Berghaus in seiner Annonce des Atlas als Hilfsmittel des Humboldt-Studium *nicht* genannt hat. Also: auch dort, wo Berghaus gar keinen Humboldt-Bezug beansprucht, führen die Herausgeber diesen ein, womit der *gesamte* Atlas stillschweigend vereinnahmt und zum Kosmos-Kartenwerk wird. Das wird bildrhetorisch noch dadurch verstärkt, dass vor der ersten und nach der letzten Karte eine ganzseitige Wiedergabe des Einbandes des Berghaus-Atlas erscheint: so, als schlage man hier und heute diesen Atlas auf. Nun schreiben die Editoren zwar, dass sie die 230 Textseiten des Berghaus-Kartenwerkes haben entfallen lassen und dieses auch “nicht als systematische Illustration” des Kosmos zu verstehen sei (S. XI): nur faktisch verfahren sie anders. So freut man sich zwar, schon aus kartographiegeschichtlichen Gründen (doch darüber erfährt man nichts!), über die Beigabe des Berghaus-Atlas – editorisch ist der Umgang damit aber fragwürdig. Vielleicht ist das auch Verlagswille, der die Edition als “Ur-Kosmos” deklariert, und gehört zur Kampagne. Die Herausgeber sprechen vorsichtiger mal von der “Rekonstruktion von Humboldts Original-Text” (*Kosmos*, S. 928), mal vom “Humboldt-schen Ur-Kosmos” (S. 929).

Beim *Kosmos* haben sich die Editoren nämlich dafür entschieden, aus dem postum von Eduard Buschmann herausgegeben fünften Band des *Kosmos* nur die Teile zu übernehmen, die wirklich aus Humboldts Feder stammen. Die von Buschmann und anderen Autoren stammenden ergänzenden Partien wie auch das ungeheure Register – die Herausgeber sprechen zurecht vom “längsten Index der wissenschaftlichen Literaturgeschichte” (*Kosmos*, S. 928)⁴ – wurden nicht aufgenommen. Dass im fünften Band der Humboldt-Text gleichsam weitergeschrieben wurde, entspricht den schon zu Lebzeiten beginnenden Ergänzungen aus fremder Feder, die viele Bände füllen.⁵ Den “Ur-Kosmos” bieten zu wollen, heißt also zunächst: den Fragment-Charakter zu betonen. Dies trägt dem tatsächlichen Fertigungsgrad des Textes Rechnung, entspricht aber auch der texttheoretischen Annahme der Editoren, dass nämlich die Modernität des Kosmos-Konzepts (Wissenschaft als infiniten Prozess) mit der Modernität des Textverfahrens (die textuelle

³ Vgl. Alexander von Humboldt / Heinrich Berghaus, *Briefwechsel*, Jena 1863.

⁴ Das gewaltige Register ist auf der Homepage des Humboldt-Portals zugänglich gemacht worden <www.humboldt-portal.de> und ist als pdf-Datei runterzuladen. Damit steht der Forschung ein sehr brauchbares Find-Instrument zur freien Verfügung, das auch für die Neu-Edition verwendbar ist, weil hier die Seitenzahlen der Erstausgabe, auf die sich das Register natürlich bezieht, dankenswerter Weise am Rand vermerkt sind. Dies ist für die künftige Forschung wichtig, weil dadurch die nach der Erstausgabe zitierten Fundstellen in der Ette/Lubrich-Edition auffindbar sind – und vice versa. Doch hat die Internet-Edition des Index Nachteile: man kann im Korpus des Register nicht blättern, sondern immer nur Fundstellen einzelseitenmäßig downloaden. Das ist nicht komfortabel.

⁵ Das beginnt mit: B. Cotta / J. Schaller, *Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien*. 3 Bde, Leipzig 1848–1852.

Anlage des *Kosmos* als transitorisches und notwendig fragmentarisches Werk) korrespondiert. Man folgt den Editoren gern darin, dass sie das Hybridwesen des Bandes V zerschnitten haben und nur die originalen Humboldt-Teile bieten. Dadurch endet der Text abrupt auf S. 904. Es wird dadurch merklich, dass der tellurische Teil, der schon mit Band IV begonnen hatte, unvollständig bleibt, die Ausführungen über Strömungen und Atmosphären, Klima und Meteorologie fehlen, dass vor allem aber die Partien über Pflanzen und Tiere sowie über vergleichende physische Anthropologie vermisst werden. Das aber hat nichts mit der Unabschließbarkeit des Wissens und fragmentarischer Schreibstrategie zu tun, sondern mit Kontingenz. Der Tod nahm Humboldt die Feder aus der Hand. Die weitergehende Frage, ob in den Bänden III und IV dem Autor Humboldt sein Werk nicht langsam entglitt, teils mit empirischem Wissen zuwucherte, teils in den Proportionen sich verzerrte: solche Fragen sind zwar editorisch unerheblich, werden indes von den Editoren in ihren Nachworten in der Richtung beantwortet, dass hier bewusste Textkonzeption am Werke, nicht aber zunehmende Überforderung zu verzeichnen ist.

Weitere editorische Entscheidungen sind: das Herausziehen der verstreuten Inhaltsübersichten, die nun als komplettes Inhaltsverzeichnis dem Gesamttext vorangestellt sind; der Spaltendruck; die Platzierung der Anmerkungen, die bei Humboldt in wenig konsequenter Weise ans Ende von Textblöcken gerückt sind, als Fußnoten auf die betreffende Referenzseite; die Durchnummerierung der Anmerkungen pro Band (auch hier war Humboldt recht inkonsequent verfahren und ließ die Zählung nach Anm. 100 immer wieder bei 1 beginnen); die Einführung von Kolumnentiteln; ein Abgleich der Änderungen und Korrekturen in Nachdrucken mit der Erstausgabe (die insgesamt maßgebend ist); die Reduzierung der Drucktypen auf Normal und Kursiv. Sieht man diese Entscheidungen zusammen mit dem beigegebenen Kartenwerk, von dem gesagt wird, dass es "ursprünglich" integral zum *Kosmos* gehören sollte (S. 934), so geht daraus hervor, dass es sich nicht um den "Ur-Kosmos" und den "Original-Text" handelt, sondern um eine Neu-Edition. Sie dient vor allem der Verbesserung der Lesbarkeit und Navigation, folgt aber auch einem im Nachwort (und weiteren Publikationen) niedergelegten Wissenschafts- und Textverständnis. Die Herausgeber sind einerseits von französischen Texttheorien (Genette, Barthes u. a.) inspiriert, die vor allem die Modernität der Autorschaft Humboldts begründen. Zum anderen übernehmen sie von Michel Foucault das Konzept einer nicht-linearen, in Diskontinuitäten verlaufenden Wissenschaftsgeschichte. Ferner kommen hinzu: das Interkulturalitätsmodell, das Netzwerk- und Globalisierungsmodell sowie die vage Annahme, Humboldtian Science sei im letzten Lebenswissenschaft. Nimmt man das Medien- und Topographie-Paradigma hinzu, für das man Humboldt auch gewinnen kann, hat man damit ungefähr alles, was in der heutigen Diskurslandschaft current ist.

Man mag daran erkennen, dass die Neueditionen vor allem einem energischen Aktualisierungswillen folgen (Humboldt fürs 21. Jahrhundert). Dies hat mit dem "Ur-Kosmos" nichts zu tun. Nun sind zum Glück die Herausgeber Philologen genug, um die Editionsentscheidungen mit ihrem Modernitätskonzept nicht so zu fusionieren, dass dabei eine unvertretbare Neu-Edition entstanden wäre. Im Gegenteil. Man kann und wird diese Kosmos-Ausgabe in der deutschsprachigen Humboldt-Forschung benutzen und sie wird die Standardreferenz werden. Die Frage, ob der *Kosmos* eine ultimative, noch für die Zukunft vorbildliche Modernität aufweist, oder ob er, als Buch nicht gescheitert ist, weil das theoretische Grundgerüst, eben das Kosmos-Modell, überholt war und Humboldt, der

detail- und datenversessene Empiriker, die explosionsartig wachsenden Wissenschaften mit dem in Band I und II dargelegten, aber bis in die 90er Jahre zurückreichenden Kosmos-Konzept nicht mehr zu integrieren und zu rahmen vermochte – diese Frage sollte nicht im Schutze des Editions-Privilegs entscheiden, sondern der Diskussion in der Forschung vorbehalten sein. Akzeptabel ist hingegen, dass die Editoren ihre Ausgabe auch mit einem Enthusiasmus vertreten, der sicherlich geeignet ist, eine neue Leserschaft zu gewinnen.

Für die Humboldt-Forschung aufregender sind sicherlich die zeitgleich mit dem *Kosmos* von Lubrich/Ette herausgegeben *Ansichten der Kordilleren*, von Claudia Kalscheuer, so weit ich sehe, mit großer Treue und Geschmeidigkeit übersetzt. Dies stellt ein Ereignis dar. Die Tatsache, dass dieses Werk, von dem die Kenner (seit Goethe) wussten, dass es zum schriftstellerisch Besten Humboldts gehört, nahezu 200 Jahre nach seinem Erscheinen erstmalig ins Deutsche übersetzt wurde, macht schlaglichtartig klar, dass ein Großteil des Humboldtschen Werkes bis heute unbekannt geblieben ist. Alexander von Humboldt war, bis in die Tagebücher hinein, auch ein französischer Autor. So ist die Frage durchaus offen, mit welchem Recht er von der deutschen Kultur beansprucht wird, die es nicht fertig gebracht hat, ihn überhaupt vollständig zur Kenntnis zu nehmen.

Die *Ansichten der Kordilleren* zeigen Humboldt auf der Höhe seines Könnens: sehr viele der hervorragenden Abbildungen gehen auf seine Zeichnungen zurück und erinnern daran, dass Humboldt ein hochtalentierter Zeichner war (s. auch das Selbstporträt von 1814, S. 1). Die Texte sind zumeist von dem Genre, das Humboldt am perfektsten beherrschte: die kleine Szene, der kurze Traktat, die assoziationsreiche Verknüpfung eines Monuments, eines Wissensdetails mit weltweit gestreuten Analogien, die mal mehr narrative, mal mehr essayistische Miniatur, aber auch die kompakte, ideenreiche wie detailgenaue, gelehrte Abhandlung, wie diejenige über das berühmte “Basaltrelief, den mexikanischen Kalender darstellend” (S. 165–235, das längste Textstück des Bandes). Überragend ist seine Fähigkeit, in verschiedensten Wissensfeldern – der vorkolumbianischen Schriften, der Geologie, Mineralogie und Vulkanologie, der Architektur, der Religions- und Ritualkunde, der (vergleichenden) Ethnographie, der Landschaftsphysiognomie usw. – sich suchend und untersuchend zu bewegen, in darstellerisch wie analytisch glänzendem Stil. So ist das Buch ein reizvolles Lesevergnügen, aber auch belehrend darin, dass man Humboldt auf vielen Wissensfeldern sich bewegen sieht, die als Disziplinen erst in Entstehung begriffen sind. Man wäre im Irrtum, wenn man annähme, dass hier Reiseskizzen seiner großen Expedition versammelt wären. Die meisten Miniaturen gehen zwar auf Autopsien und Vorstudien zurück, doch sind alle im Nachhinein bearbeitet, wenn nicht neu entstanden, mit dem Stand der Forschung abgeglichen oder um nachträgliches Quellenstudium vertieft, oder sogar, besonders bei den sog. amerikanischen Hieroglyphen, erst nach der Reise durch Archivistudien ermöglicht. Schwierigkeiten hat der überreich mit Erlebtem und Gewusstem erfüllte Humboldt mit der Ordnung, und er weiß das. So hofft er, den “Mangel an Ordnung” durch den “Vorzug der Abwechslung” (S. 5) ausgeglichen zu sehen. Tatsächlich ist die Komposition heterogen und man sähe sich betrogen, wenn man erwartete, dass Zusammenhängendes auch nacheinander gebracht oder Unzusammenhängendes verbunden würde. Die Herausgeber wollen diese Eigenart im Nachwort beheben, indem sie mehr Ordnung in das Buch bringen wollen als es hat. Umso überzeugender fallen indes ihre Analysen zu den Dimensionen des Textes und zu Humboldts interkultureller Komparatistik aus. Anders als in der *Kosmos*-Edition, wo sie auf die Über-

setzung von Zitaten in sieben Sprachen verzichten, werden hier alle fremdsprachigen Zitate durch Übersetzungen oder gar Transskriptionen ergänzt (das wäre im *Kosmos* fast dringlicher gewesen). Das Personen- und Sachregister Humboldts wurde vorsichtig ergänzt und erschließt erstmalig vollständig das gesamte Werk. Da es auch hier nicht um eine historisch-kritische, sondern um eine – allerdings zitierfähige – Leseausgabe ging, hat man auf Erläuterungen und Kommentare verzichtet. Viele Details müssen daher dem heutigen Leser, zumal bei einiger kulturellen Ferne zur Geschichte Lateinamerikas, unverständlich bleiben. Doch das gilt für den *Kosmos* noch viel mehr, besonders für die Bände III und IV. Eine kommentierte Ausgabe des *Kosmos* ist zwar wünschenswert, war aber unter den gegebenen Bedingungen nicht realisierbar. So haben die beiden Herausgeber das denkbar Beste daraus gemacht, dass sie im Rahmen eines medialen Humboldt-Hypes, der so schnell verging, das Glück hatten, über den Tag hinaus zwei bestandskräftige Editionen präsentieren zu können. Aber Glück muss in der Wissenschaft verdient werden: und das haben sie.

Hartmut Böhme

*History of the Literary Cultures of East-Central Europe
Junctures and Disjunctures in the 19th and 20th Centuries
Volume I*

Edited by Marcel Cornis-Pope and John Neubauer

Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 2004, 648 Seiten
(A Comparative History of Literatures in European Languages
sponsored by the International Comparative Literature Association, Volume XIX)

Die vom sogenannten “Bologna-Prozess” neu entzündete Diskussion um die reformbedürftigen literaturwissenschaftlichen Studiengänge hat – nicht nur curriculare – Fragestellungen aktualisiert, die sich fast zwangsläufig aus der Konfrontation der Inhalte einer traditionellen philologischen Ausbildung mit den Herausforderungen der hochtechnologischen und überglobalisierten Welt von heute ergeben. Das didaktische Problem der Vermittlung der von den altgedienten “Geschichten” der Nationalliteraturen konfigurierten Anhäufung von Daten, Fakten und Namen erweist sich letztendlich als Spezialfall in der langjährigen Auseinandersetzung um das von ihnen verwendete Erzählungsmodell enzyklopädischer Art, mit seinem anfechtbaren Objektivitätsanspruch und dessen entstellenden Folgen für das Bemühen, die komplexen Verhältnisse zwischen dem Meisterwerk und dem “unsichtbaren Chor” der literarischen “Produktion”, zwischen dem “Verfremdungseffekt” des Neuen und dem kulturellen Kanon einer bestimmten Epoche, letztendlich zwischen Synchronie und Diachronie begreiflich zu machen. Die Tatsache jedoch, daß, trotz des epistemologischen Dilemmas, ob bei der Beschreibung jener Objekte menschlichen Schaffens, die gewöhnlich mit dem Attribut der “Schönheit” versehen werden, sich auch eine zeitliche Dimension erschließen läßt, die “Historien” beliebiger zeit-räumlicher Projektionen den weitgehend bevorzugten Rahmen des Diskurses über die “x-sprachige” Literatur darstellen, weist allerdings darauf hin, daß die einst etwa

von Hans Robert Jauß beschworene "Provokation" einer objektiv-subjektiven Fundierung der Literaturgeschichte ihre Brisanz in der kulturwissenschaftlichen Reflexion unserer Jahrhundertwende keinesfalls verloren hat.

Die Komparatistik hatte seit je ein spezifisches Hindernis zu überwinden, wenn es um "Literaturgeschichte" ging: Die Glaubwürdigkeit des räumlichen Ausschnitts der Materie wurde mehr als einmal wegen vermeintlicher Willkür in Zweifel gezogen. Die "korrekte" Definition der literarischen internationalen Beziehungen sorgte entweder für Streit (sobald man nämlich aufgrund traditioneller Begriffe wie "Einfluß" oder "Nachahmung" verschiedene Ansprüche auf Prioritäten erhob und gewisse Machtverhältnisse, im Sinne des sogenannten "Eurozentrismus", auch aus dem Gebiet der Literatur zu bestätigen versuchte) oder für eine allgemeine Unsicherheit infolge impressionistischer, nicht auf festen "rapports des faits" begründeter Verknüpfungen und Vergleiche von kulturellen Gegebenheiten.

Die von der International Comparative Literature Association (ICLA) zu Beginn der 70er Jahre initiierte Reihe einer "Comparative History of Literatures in European Languages" ging von epochalen Begriffen aus, die mit übernationalen literarischen Strömungen oder Gattungen assoziiert wurden: Expressionismus, Symbolismus, Aufklärung, romantische Dichtung usw., ohne die konzeptionellen Schwierigkeiten ganz vermeiden zu können, wie zum Beispiel die Veranschaulichung eines methodologischen und diskursiven gemeinsamen Nenners bei Projekten, deren Autoren, indem sie Elemente der nationalen Literaturgeschichten zusammenbrachten, auch nolens volens deren Standpunkte vertraten. Die Erfahrungen, die dabei gesammelt worden waren, wurden sodann in den Dienst noch gewagterer Vorhaben gestellt: Nach Entwürfen von Literaturgeschichten relativ geschlossener geographischer Räume wie der Karibik oder der Süd-Sahara wurde 1996 das bisher einmalige Projekt einer Literaturgeschichte formuliert, das sich vornahm, nicht nur die von vornherein empfindliche Problematik einer historisch und kulturell so "diskontinuierlichen" Region wie Ostmitteleuropa, sondern auch die bisher in der Praxis noch nicht gelösten theoretischen Hürden solcher Vorhaben anzupacken.

Durch die ausdrückliche Affiliation, die Mario Valdés, zusammen mit Linda Hutcheon Betreuer des Projekts "Literary History" an der Universität Toronto, evoziert, wird eine direkte Brücke zu jener Art von Sozial- und Zivilisationsgeschichte geschlagen, die in den 20er Jahren von den *Annales d'histoire économique et sociale*, der von Lucien Febvre und Marc Bloch herausgegebenen Zeitschrift, begründet wurde. Zwei von der *Annales*-Schule inspirierte Thesen, denen zufolge die Geschichte einen diskontinuierlichen Prozeß von immer erneuten Anfängen, von Brüchen und Rückwendungen darstelle, wobei die historischen Fakten nur in ihrem Kontext betrachtet werden dürften, sollen, so Valdés, eine dreistufige Analyse des geschichtlichen Wesens der "Literatur" leiten, die gleichermassen den sozial-historischen Rahmen, die kulturellen Institutionen, die zur Bildung einer literarischen Kultur beitrugen, und schließlich die historische Ladung des "Imaginären" zu prüfen habe.

Der jetzt vorliegende erste Band der vierbändig konzipierten *History of the Literary Cultures of East-Central Europe* kündigt schon durch die Formulierung des Titels *Junctures and Disjunctures in the 19th and 20th Centuries* die Aneignung dieses theoretischen Programms an, das von den Herausgebern Marcel Cornis-Pope und John Neubauer in ihrer Einleitung in unmittelbarem Bezug auf die "Materie" ausführlich dargelegt wird. Die Tatsache, daß nicht mehr die "schöne Literatur" als die reinste Gestalt eines zur organischen "Voll-

endung” tendierenden “nationalen Geistes” allein im Vordergrund steht, sondern eine Art transnationale Bilanz von Fakten, deutet auf einen mutigen Versuch ausdrücklicher Abgrenzung von einer eindimensionalen und teleologischen Vorstellung von Geschichtsschreibung und gleichzeitig auf das Bemühen, das Gegensätzliche und Heterogene (Adorno pflegte in diesem Sinne vom “Nicht-Identischem” zu sprechen), das die Abfolge der politischen oder kulturellen Ereignisse ohnehin darstellt, in das Gefüge der historischen Projektion einzubinden. Die Vielfalt also der kon- und divergierenden “Stimmen”, die Buntheit einer von multi-, pluri- und interkulturkulturellen Kontakten und nicht minder von Konflikten charakterisierten Landschaft soll durch eine Abfolge von sogenannten “Knoten” modelliert und veranschaulicht werden, die im ersten Teil von “literarischen Pfeilern des politischen Zeitablaufs” dargestellt werden. Die Jahreszahlen 1989, 1956/1968, 1948, 1945, 1918, 1867/1878/1881, 1848, 1776/1789 markieren Momente, die ungeachtet der einzelnen Zeitläufe in den verschiedenen Ländern und Provinzen der Region eine grenzüberschreitende Wirkung hatten und damit von Beginn an den Kurs “inter-nationaler” Entwicklungen im kulturellen und literarischen Bereich prägen konnten.

Die prinzipielle Veränderbarkeit einer solchen Konstruktion freilich, die sich dem Totalitätsstreben verweigert und ihre Unvollkommenheit offenlegt, wird etwa dadurch signalisiert, daß von vornherein die Auswahl der Relevanzkriterien als eine keinesfalls “objektive”, sondern im Gegenteil als eine zeitlich bedingte erscheint: das ungewohnte Auf-den-Kopf-Stellen der chronologischen Reihenfolge, die mit der Gegenwart beginnt und dann Schritt für Schritt in die Vergangenheit vorrückt, bedeutet eine ausdrückliche Behauptung der unausweichlich “heutigen” und “subjektiven” Perspektive auf einer von jeder Spur der “Organizität” befreiten Historie, deren diskursive Nachgestaltung, die sich zu ihrem besonderen sozio-politischen Kontext bekennt, sich gleichzeitig als ein Werk menschlicher/individueller Hermeneutik offenbart. Aus der Sicht der Herausgeber befinden sich die “Realien” einer Literatur- oder Kulturgeschichte, d. h. die Schriftsteller, die Werke, die Institutionen in keiner von kausaler Logik bestimmten Beziehung. Die Art und Weise der wechselseitigen und immerhin funktional bestehenden Assoziierung zwischen ihnen ist subtiler und zeigt sich in stets neuen Konfigurationen je nach dem Standpunkt und nach den Evaluierungskriterien der Kritik.

Das impliziert auch die vorausgesetzte Relativität, die bei der Fixierung anderer Arten von “Knoten” ins Spiel gebracht wird: eine Geschichte der literarischen Formen, wie sie im zweiten Teil desselben ersten Bandes entworfen wird, die ohne die traditionellen Begriffe der Gattung, der literarischen Bewegung oder der Epoche nicht auskommen kann, behandelt jene überhaupt nicht mehr als “substantielle” Größen, sondern ebenfalls als vorläufige und variable Konstrukte, die sich quasi aus dem Kräfteverhältnis auf dem literarischen Feld zu einem gewissen Zeitpunkt ergeben. In den folgenden Bänden wird der Stoff um ebenso von vornherein “umständliche” und von einem komplexen Netz von Beziehungen abhängige “Knoten” herum organisiert: im 3. Teil wird es um topographische Anhaltspunkte (Städte, Grenzen, Regionen usw.) gehen und um deren spezifischen Hang zur “trans-nationalen” sprachlich-kulturellen Mehrdeutigkeit, während im vierten Teil Institutionen wie Zeitschriften, Verlage, Zensur, Theater, Akademien usw. im Mittelpunkt stehen werden, was – im Sinne der Lyotardschen Auffassung der Postmoderne – dazu führt, daß “die” Makrohistorie hinter zahlreichen komplex verzahnten und unterschiedlich “erzählbaren” Mikrohistorien geradezu verschwindet.

Die methodologische Herausforderung eines mittelosteuropäischen Panoramas betrifft also nicht nur die Beschreibungsarten der geographisch-kulturellen Verflechtung, die zur Prämisse der "räumlichen" Dimensionierung einer solchen Region wird, sondern insbesondere die konkrete Gestaltung von thematischen Einheiten, die die sprachlich-kulturelle Verwurzelung literarischer "Zeugnisse" (die gemäß der traditionellen Argumentation der Nationalgeschichten zum "Werden" eines "nationalen" Geistes beitragen sollen) in ihrer "fluiden" und oft hinter dem Schleier des exklusiv Eigenen versteckten Öffnung zu einem Anderen und letztendlich zum Gemeinsamen darlegt. Die Glaubwürdigkeit dieses programmatischen Ansatzes ist auf die Relevanz der ausgewählten "Stichproben" und deren Montage in einem Ensemble von Überblicken, Querschnitten und Ausschnitten angewiesen, die diese oft "unterirdische" Kommunikation von einer partikularen zu einer allgemeinen Dimension veranschaulichen soll, indem nämlich Texte, Werke, Schriftsteller, literarische "Strömungen", "Formen" ein puzzleartiges Abbild der anders nicht mehr zu belebenden "Wirklichkeit" inszenieren. Gerade für die Epoche der "nationalen Wiedergeburt" der Völker Mitteleuropas, als die "Erfindung" nationaler Gemeinschaften durch eine nicht zuletzt von der Literatur gelieferte Symbolik ihren dramatischen Höhepunkt erreichte, gelingt es den Autoren, dieses feine Gleichgewicht zwischen dem Lokalen und Überregionalen zu bewahren. Es liegt auf der Hand, daß zum Beispiel die Diskussionen um den habsburgischen Mythos in der Literatur Mitteleuropas oder um die Besonderheit der polnisch-jüdischen Literatur "internationale" Phänomene zu behandeln haben; aber ebenso grenzüberschreitend sind die Analysen zu Jaroslav Haseks *Svejšek* in Bezug auf die serbokroatischen Romane von Ivo Andrić, Danilo Kiš u. a. zum Ersten Weltkrieg, oder die implizit vergleichenden Kommentare zum historischen Roman in Ungarn, Rumänien, Slowenien und den Balkan-Ländern.

Die meisten Beiträge des ersten Bandes dieser Geschichte der literarischen Kulturen in Mitteleuropa zeugen nicht nur von einer einheitlich abgestimmten methodisch-theoretischen Haltung der Autoren mehrerer Generationen, die gleichzeitig die nationalen Philologien und die Komparatistik in Bulgarien, Deutschland, England, Kanada, Kroatien, den Niederlanden, Polen, Rumänien, Serbien und Montenegro, Slowenien, der Slowakei, Ungarn, den USA vertreten, sondern auch von einer besonderen Sachkompetenz, wo der wissenschaftliche Diskurs die Informationsfülle mit einer tiefeschürfenden Textlektüre zusammenfügt. Recht innovativ für eine Synthese dieser Art sind die Artikel, die sich mit der Kunst multimedialer Kanäle (Oper und Film), sowie mit der ungewöhnlichen Verbreitung des Interesses für Literaturtheorie als eine ebenfalls überregionale Erscheinung beschäftigen. Auch wenn manche Fragen, wie die der ästhetischen Wertmaßstäbe in jener Ecke Europas, wo die als "Provinzliteratur" geltende Heimatdichtung lange die Öffentlichkeit beherrscht hatte, oder sogar die einer Definition Mitteleuropas noch keine endgültigen/überzeugenden Antworten finden, kann man doch wohl behaupten, daß gerade die ganze Reihe der Probleme, die hier aufgeworfen werden, dieses Werk als einen Meilenstein auf dem Weg zu einer neuen Qualität der internationalen Kooperation in der Literaturwissenschaft ausweist.

Andrei Corbea

Susan Nalbantian: *Memory in Literature*
From Rousseau to Neuroscience

Houndsmills: Palgrave Macmillan, 2003, 184 + X pp.

Memory in Literature envisions bridging the gap – if not fully remedying the dearth of communication between – literature/literary criticism and neuroscience. Zeroing in on the question of memory Nalbantian aims at valorizing the cognitive and epistemological role of literature in exploring and understanding the “workings of the mind” (1), while at the same time reminding literary critics that they “can learn much from the scientific understanding of neurological phenomena that give rise to human behavior and image-making” (3). Such a study is timely and “appropriate” (ibid.), the author explains, in view of the explosion of “scientific research on memory in recent times” (ibid.) – the 1990s, the so-called “Decade of the Brain” (2), in particular. “Using literature as a laboratory” (1) that “can provide a rich and complex array of data” (2–3) Nalbantian hopes to carry “memory research ... well beyond the brain scans and fruit flies of the neuroscientists” (2) and to establish productive “links between the literary and the scientific in a time in which integrative approaches between the disciplines are at the cutting edge of knowledge” (1–2).

Bookended by a survey of the emergence of the modern study of memory in the era of dynamic psychology at the turn of the twentieth century – with particular attention to the works of Bergson, Janet, James, and Freud – and by a complementary overview of contemporary neuroscientific memory research (e. g., Edmund Rolls, Daniel Schacter, Jean-Pierre Changeux, and Antonio Damasio), the bulk of Nalbantian’s study is devoted to close readings of literary texts by authors ranging from Rousseau, Wordsworth, Lamartine, Musset, Baudelaire, Rimbaud, and Mallarmé, through Proust, Woolf, Joyce, and Faulkner to Apollinaire, Breton, Nin, Borges, and Paz. Equipped with a set of guiding themes – ostensibly, distilled from the very texts they are supposed to help illuminate – such as ‘autobiographical memory and emotion’, ‘memory and sensation’, ‘the engram and involuntary memory’, ‘associative memory’, ‘automatism and aleatory memory’, and, finally, ‘mind and language’, Nalbantian strives to throw into relief the different modes in which authors have addressed, staged, and performed the question of memory over the course of the past two centuries or so, while linking them to contextually relevant findings in psychology and neuroscience.

Unfortunately, however, in my view, Nalbantian does not only not succeed in convincingly elaborating the interdisciplinary link announced as the express objective of her inquiry, but she also fails to offer qualitatively novel – neuroscientifically transformed, as it were – insights into the works discussed in the book’s eight chapters, thus falling short of performing the very cross-fertilization of discourses that the book is presumably supposed to exemplify. (I am not in the position to judge the relevance of Nalbantian’s inquiry and findings for neuroscience.)

These are, it seems to me, some of the reasons for the book’s shortcomings: For one, Nalbantian contents herself mostly with taking for granted and merely paraphrasing, as well as, at times, infelicitously describing and interpreting the vagaries of memory in the hands of her chosen authors rather than problematizing and critically interrogating them. This cannot fail to make for weak literary criticism, which is, in turn, not a good starting

point for a cross-disciplinary undertaking as subtle and precarious as Nalbantian's. Thus, the reader is confronted with such trivial, if not falsifyingly simplistic, statements – randomly (albeit not prejudiciously) culled from across Nalbantian's book as: "it is a fact that memory is a process which [Rousseau] constantly resorts to in writing his *Confessions* ... As a true Romantic, Rousseau was overly concerned with the expression of sincerity and true frankness" (24, 27); "[Lamartine's] is a typically Romantic version of the power of reconstructive memory derived from nostalgic emotion" (38), for which the "Romantic writers [had a] natural inclination" (24); "According to Wordsworth, then" (this paraphrase immediately succeeds the full quotation of Wordsworth's more than famous "spontaneous overflow of powerful feelings"-passage from the Preface to the *Lyrical Ballads*, adding nothing [as the iterative "then" points up] whatsoever to it, critically or otherwise) "a state of tranquil meditation is necessary for emotions to be remembered, which thereupon summons scenes or events where earlier versions of the same emotions were felt" (35); "What distinguishes [Apollinaire's] expression of memory [in "Zone"] from others of its time ... is the simultaneous experience of the distinctly separate past and present through the process of memory" (103); "Here Breton was saying" (this being an immediate paraphrase of a three-line quote from Breton saying virtually exactly what Nalbantian says it "was saying") "that a sense of freedom, of going off the beaten track from normal reality, emerges from childhood memories" (105). Since when has the question of Romanticism become a foregone conclusion, wearing a putative truth about itself on its own sleeve? What does it mean to be a 'true' or 'typical' Romantic with 'natural' inclinations anyway? What does it mean to 'resort' to memory – as if it were merely a means or a tool? What does it mean and how can it be justified to say that past and present are 'distinctly separate'? Why encumber both text and reader with nugatory paraphrase? Why merely restate and, thereby, reinforce, rather than problematize and displace the seemingly 'obvious'?

Even more problematic than these uncritical paraphrases, *non sequiturs* and generalizations are those instances in which the methodological link between literature and neuroscience is attempted, yet not persuasively effectuated as a result of the author's failure to explain the two discourse's hermeneutic relation. Again, a few randomly picked instances: "[For Paz] [m]emory involves germination from environments and subsequent illumination. It involves catalytic transformation – what is, in fact, anticipatory of modern-day scientists' view of memory transmission by neurotransmitters" (132); "the amygdala and the hippocampus ... are mediators in the circuit of memory, which involves encoding, storage and retrieval – that can be detected in both science and literature" (135); "Proust is the only writer seriously referred to by scientists ... Proust's madeleine [being] suggestive of the fact that chemical senses play an important role in the memory process. The poet Baudelaire could also be brought into this discussion because of his keen olfactory sense which is a gateway to his memories; after all researchers have singled out the highly charged emotive aspect of the olfactory sensations due to their most direct route to the limbic system ... Whereas Proust has been connected to the study of engrams, poets like Baudelaire and Paz fall within the context of biochemical approaches to the study of memory. Their evocation of certain memories is conveyed as a chemical process ... In neuroscience, the subject of tracing on the synaptic level has offered significant results for neuropharmacologists, who come to be known by *the* chemical enzyme they identify in the creation and the strengthening of neuronal circuits" (142–43). Why is it important to

know that Paz's view of memory anticipates "modern-day" science? What is gained specifically from knowing that "encoding, storage and retrieval ... can be detected in both science *and* literature" (my emphasis)? What is the 'cash value' – to invoke one of William James's pragmatist concept – of juxtaposing Proust, Paz, and Baudelaire with neuroscience and neuropharmacology and throwing neurotransmitters, enzymes, and neuronal circuits into the bargain? It remains equally unclear to what extent Nalbantian's recourse to scientific discourse is structurally, if not rhetorically, any different from neuroscience's occasional recourse to "literary illustration" (60).

Admittedly, it is unfair to adjudicate on the merits or demerits of a book on the basis of a limited number of quotes whose selection will have been guided by the mold the critic wishes to impose on the text in the first place. But, the job of reviewing being what it is, I cannot but be of the opinion that in Nalbantian's hands, the literary and the scientific simply do not seem to meld. I submit that neither the reader's view of Proust nor of any of the other authors discussed will have been qualitatively displaced and/or radically transformed on account of Nalbantian's attempts to short-circuit the literary and the scientific. This is not to say that we do not know more today about the underlying causes of certain mental and physical phenomena relating to the complex and multifarious phenomenon of memory than in the past. But it is to say that *Memory in Literature* is not necessarily the right place to go to if you want to know how and to what extent the literary and the neuroscientific can be located along the lines of a single psychophysiological continuum.

This being said, however, overall, Nalbantian does do a decent job indeed of writing the story of what its title, in fact, states from the very beginning: of the ways in which memory has been thought, written, and talked about in modern literature. And as such – as a topical, comparative study on the history of memory in literature – Nalbantian's is a well-informed and readable book from which I, for one, have learned a great deal.

Michael Eskein

Reisen ins Reich 1933 bis 1945

Ausländische Autoren berichten aus Deutschland

Zusammengestellt und mit einer Einleitung von Oliver Lubrich

Frankfurt a. M.: Eichborn Verlag, 2004, 427 Seiten

Der Berliner Literaturwissenschaftler Oliver Lubrich hatte die verblüffende Idee, eine Anthologie ausländischer Reiseberichte zusammenzustellen, die die Jahre der NS-Herrschaft betreffen. Verblüffend, weil bisher noch niemand auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen war, obwohl die Literatur zur NS-Zeit immer reichlicher fließt und es kaum einen damit zusammenhängenden Gegenstand gibt, der noch nicht ausgelotet worden wäre. Die von Lubrich aufgenommenen Zeugnisse gelten je zur Hälfte den Jahren 1933 bis 1939 bzw. 1939 bis 1949. Alle Textauszüge werden von diesem chronologischen Raster bestimmt: die einschneidenden politischen Ereignisse der Vorkriegs- und Kriegszeit wie Machtergreifung, Reichstagsbrand, Röhmputsch, Olympische Spiele, Anschluß Österreichs, "Kristallnacht", Kriegsausbruch, Deportation, Bombenangriffe, Wi-

derstand oder Kriegsende finden ihren mehr oder weniger detaillierten Niederschlag. Auch der deutsche Alltag wird in vielen Facetten beleuchtet.

In einer ausführlichen und sachkundigen Einleitung (S. 9–36) begründet der Herausgeber seine Auswahl, legt die editorischen Kriterien offen und skizziert das Deutschlandbild, das sich aus den einzelnen Stücken ergibt. Diese Angaben werden durch die Einleitungen der Texte und eine Abschluß-Biobibliographie ergänzt. Der Leser lernt auf diese Weise die Autoren, ihr Werk und ihr Deutschlandbild kennen. Lubrichs Auswahl beschränkt sich auf literarische Texte im weitesten Sinn, allerdings erweist sich dieses Kriterium als fließend. Wissenschaftliche Texte, journalistische Arbeiten oder pragmatische Reiseführer werden nicht berücksichtigt. Die Berichte sollten zeitnah, nicht rein fiktiv und möglichst bereits publiziert sein. Allzu private oder ideologische Werke sollten ebenfalls nicht zu Wort kommen, wie auch die Shoah-Literatur, die eine eigene Gattung konstituiert, ausgelassen wurde. Das klingt einleuchtend, und das Inhaltsverzeichnis glänzt mit erlauchten Namen: Christopher Isherwood, Georges Simenon, Jean-Paul Sartre, Max Frisch, Virginia Woolf, Thomas Wolfe, Albert Camus, Samuel Beckett, Jean Genet, Sven Hedin, Karen Blixen, Meinrad Inglin oder József Nyírö. Da nimmt der Leser die Namen von *illustres inconnus*, die allenfalls Spezialisten bekannt sind, gerne in Kauf – Maria Leitner, René Juvet, Howard Smith, Theo Findahl u. a. –, zumal diese Autoren nicht die schlechtesten Beobachter sind. Gattungsmäßig handelt es sich um höchst disparate Zeugnisse: Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Reportagen oder Mischformen.¹ Die einzelnen Schriftsteller bedienen sich unterschiedlicher Aneignungsmittel, führen Interviews, lesen oder besuchen deutsche Autoren, verfolgen das kulturelle Leben (Kunstaussstellungen, Theaterinszenierungen, Konzerte, Filme), hören den Reichsrundfunk und studieren die Presse, soweit sie der deutschen Sprache mächtig sind. Dies ist nicht immer der Fall und müßte bei den jeweiligen Einschätzungen stärker berücksichtigt werden.

Die Urteile über NS-Deutschland sind, je nach der politischen Orientierung der Verfasser, sympathisierend, kritisch oder neutral. Je länger der Nationalsozialismus herrschte, je mehr sich die Kriegslage zuspitzte, desto befremdlicher wirkte das NS-Reich auf Ausländer, die, wie einige Zeitzeugen berichten, mit der Neugier von Ethnologen ins Land kamen, die einen exotischen Volksstamm erforschen wollen. Wenngleich die Reisenden kreuz und quer durch Deutschland fuhren, überwiegen Berichte aus der Hauptstadt Berlin. Man darf nicht vergessen, daß der Nationalsozialismus die alten föderalen Strukturen beseitigt und versucht hatte, einen deutschen Zentralstaat zu schaffen, was ansatzweise auch gelang.

Die einzelnen Textproben sind entsprechend ihrer Gattungsform unterschiedlich lang. Da es Lubrich um namhafte Autoren zu tun ist, muß er sich häufig mit Kurztexen begnügen, die wenig aussagekräftig sind. Dies gilt insbesondere für Sartre, Camus, Beckett und Genet, bei denen die Einleitung des Herausgebers länger ist als der Reiseeindruck selber (die Einleitungen hätten der besseren Übersichtlichkeit halber von den Texten typographisch abgesetzt werden sollen!), letztlich aber auch für Simenon, Virginia Woolf, Sven Hedin und Jacques Chardonne. Allerdings ist Simenons Begegnung mit Hitler im Fahrstuhl des Berliner Hotels Kaiserhof² ein Höhepunkt der vorliegenden Samm-

¹ Insgesamt kommen dreiunddreißig Autoren zu Wort, darunter einige mehrmals (Theo Findahl fünf-, Jacob Kronika vier-, Martha Dodd drei-, René Juvet, William Shirer, Sven Hedin, Konrad Warner und Wiking Jerk je zweimal).

² Warum Lubrich die Szene ins Hotel "Adlon" verlegt (S. 45) bleibt offen.

lung, zumal der Belgier den “Führer” in einem späteren Zeitungsbericht mit schriftstellerischer Intuition mit dem bekannten Massenmörder Peter Kürten, genannt “der Vampir von Düsseldorf”, vergleicht.

Der von Lubrich gewählte, einfühlend alliterierende Buchtitel spricht korrekterweise von Reisen, nicht von Reiseberichten. Denn literarische Reiseberichte im Sinne einer strengen Gattungspoetik hat keiner der aufgenommenen Autoren verfaßt. So schwankt auch der Grad der Literarizität der einzelnen Stücke. Meist handelt es sich um Momentaufnahmen, die keine Urteilsbildung erkennen lassen, auch sind die darin enthaltenen Informationen wichtiger als ihre poetische Darbietung. Das “Erfahrungswissen” der einzelnen Schriftsteller ist nicht immer frei von “Toposwissen”. Findet sich einmal ein wirklich literarischer Text wie Thomas Wolfes Kurznovelle *I have a Thing to Tell You* (S. 123–167), dann sticht dieser nicht nur durch seine Länge, sondern auch durch den Grad seiner Stilisierung von den eher sachinformativen Texten ab. Das gilt auch für Jacques Chardonnés *Le ciel de Nieflheim*, einen erstmals 1943 erschienenen Essay über sein Verhältnis zu Deutschland, in dem sich Erinnerungssplitter verschiedener Deutschlandaufenthalte finden, die bis in seine Kindheit zurückreichen.³ Hier wäre das Reisetagebuch von Marcel Jouhandeau, einem weiteren Teilnehmer jener 1941 vom Propagandaministerium organisierten “Herbststreife”⁴, im übrigen wesentlich ergiebiger gewesen.⁵

Anthologien müssen nicht vollständig, aber möglichst repräsentativ sein. Wer sie zusammenstellt, wird sich von seinen Kenntnissen und Vorlieben leiten lassen. So mag es erlaubt sein, abschließend noch einige Ergänzungen vorzuschlagen, denn wichtige Subgenera, Kulturräume und, damit zusammenhängend, Schriftstellerpersönlichkeiten wurden nicht berücksichtigt. Beginnen wir mit der Diplomatenliteratur, die den gleichen Rang beanspruchen kann wie die Korrespondentenliteratur (hier vor allem durch William Shirer vertreten)⁶, denn beide Berufsgruppen halten sich nicht zum Vergnügen, sondern

³ Jacques Chardonne, *Le Ciel de Nieflheim*, Bucarest: o.V., 1991. Es gibt entgegen den Aussagen Dufays und Lubrichs eine frühe Ausgabe “Édité par l’auteur”, Imprimerie de Lagny, Emmanuel Grevin et fils, vom Juni 1943.

⁴ François Dufay, *Le voyage d’automne. Octobre 1941, des écrivains français en Allemagne. Récit*, Paris: Plon, 2000 (dt.: *Die Herbststreife. Französische Schriftsteller im Oktober 1941 in Deutschland. Ein Bericht*, Berlin: Siedler, 2001); dazu die Rezension von Oliver Lubrich in *arcadia* 38, 2003, 2, S. 445–449. – Vgl. im größeren Kontext mein Buch “*Diebte, Dichter, tage nicht!*” *Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941–1948*, Frankfurt a. M.: Klostermann, 2004, das Lubrich auf S. 419 nur im Zusammenhang mit József Nyíró zitiert. Darin finden sich zahlreiche andere Reiseberichte, meist in Auszügen, die interessant gewesen wären, z. B. des Dänen Svend Fleuron, der Italiener Arturo Farinelli und Giaime Pintor, des Flamen Ernest Claes, des Ungarn Lőrinc Szabó u. a., vor allem aber des Finnen Arvi Kivimaa, *Europäische Dichterreise durch Deutschland. Reiseeindrücke eines finnischen Schriftstellers in Deutschland*, Berlin-Wien-Leipzig: Karl H. Bischoff Verlag, 1944, einer der ausführlichsten Berichte seiner Art.

⁵ Marcel Jouhandeau, *Journal sous l’Occupation suivi de La Courbe de nos angoisses*, Paris: Gallimard, 1980, S. 79–124.

⁶ Hier würde man gerne Hubert Renfro Knickerbocker, *Kommt Krieg in Europa?* Berlin: Rowohlt, 1934, aufgenommen wissen, wo man interessante Hinweise zur Danzig- und zur Saarfrage, aber auch Porträts einiger Hitler-Paladine findet. Neues bietet auch Janet Flanner, *Paris, Germany ... Reportagen aus Europa 1931–1950*. Mit Fotografien von Werner Bischof, zusammengestellt von Klaus Blanc, Frankfurt a. M.: Eichborn, 1990. Aufschlußreich sind vor allem die Kapitel zur Olympiade (S. 15 f.) bzw. zu Salzburg und Wien nach dem Anschluß (S. 24 f., 27 f.).

aus beruflichen Gründen in fremden Ländern auf. Da ihr Aufenthalt mehrere Jahre dauern konnte, ermöglicht er besonders genaue und vertiefte Einblicke. Im vorliegenden Kontext bieten sich die Erinnerungen des französischen Botschafters André François-Poncet⁷ oder, wenig älter, die Memoiren des Völkerbundskommissars Carl Jakob Burckhardt⁸ an. Interessant sind auch die französisch verfaßten Memoiren des ekuatorianischen Gesandten C. de Acevedo, der in den Jahren 1943/44 zusammen mit anderen Diplomaten im Bad Godesberger Rheinhotel Dreesen interniert wurde.⁹ Eine weitere wichtige, aber von Lubrich nicht berücksichtigte Textsorte stellen die Berichte von militärischen und zivilen Interviewern dar, die ab Oktober 1944, als amerikanische Truppen im Raum Luxemburg–Hohes Venn–Eifel erstmals die Reichsgrenze überschritten, die Stimmung der deutschen Bevölkerung erforschten. Der ursprünglich aus Wien stammende Saul K. Padover hat sicherlich den eindringlichsten Bericht dieser Spezies geliefert.¹⁰ Analogere Befragungsmethoden bedienten sich die Kriegskorrespondenten, die mit Genehmigung der militärischen Stellen die Truppen begleiteten, z. B. der Australier Osmar White.¹¹ Weniger bekannt sind die analogen Berichte sowjetischer Kriegskorrespondenten, doch drängt sich hier der ergreifende Bericht Lew Kopelews auf, der durch seine Freundschaft mit Heinrich Böll und sein späteres Exil in der Bundesrepublik bekannt wurde.¹² Eine dritte Gruppe einläßlicher Deutschlandberichte stammt aus der Feder von französischen Kollaborateuren, die zunächst voller Begeisterung das “neue Deutschland” bereisten und zu guter Letzt (ab Juli 1944) auf Reichsgebiet flohen und sich vor allem im süddeutschen Raum aufhielten.¹³ Erwähnt werden sollen auch die Berichte

⁷ *Als Botschafter in Berlin 1931–1938*, Mainz: Florian Kupferberg, 1948 (die Originalausg. *Souvenirs d'une Ambassade à Berlin* datiert von 1947).

⁸ *Meine Danziger Mission*, München: Callwey, 1960. Wie bei François-Poncet geht es dem Autor nicht nur um Haupt- und Staatsaktionen der diplomatischen Geschichte, sondern um Stimmungsbilder, Städte und Landschaften oder Begegnungen.

⁹ Vgl. das Kapitel “La cage aux barreaux dorés” in C. de Acevedo, *A Notre corps défendant. Impressions et vicissitudes d'un diplomate en France 1939–1944*. Précédé d'une lettre-préface de S.E. Monsieur de Souza-Dantas, Ambassadeur du Brésil, Lisboa: Editorial Inquérito Limitada, o. J. [1944].

¹⁰ *Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45*, Frankfurt a. M.: Eichborn, 1999 (Erstausg. *The Story of an American Intelligence Officer*, New York, 1946). Der Autor schildert die Zeit von der Befreiung Aachens im Herbst 1944 bis zur Kapitulation im Mai 1945.

¹¹ *Conquerors' Road. An Eyewitness Report of Germany 1945*, New York: Cambridge University Press, 2003 (Erstausg. 1946). Die Hälfte dieses Berichts umspannt die Zeit von Herbst 1944 bis Mai 1945.

¹² *Aufbewahren für alle Zeit!* Nachwort Heinrich Böll, Hamburg: Hoffmann und Campe, 1975, S. 86 f. (“In Ostpreußen”); S. 143 f. (“Graudenz”) u. ö.

¹³ Alphonse de Châteaubriant, *La gerbe des Forces (Nouvelle Allemagne)*. Préface de Philippe Randa, Coulommiers: Éditions Déterna, 2002 (Erstausg. 1937). Der Schriftsteller berichtet von seinen Begegnungen mit führenden Nazis, Reisen nach Bayreuth und Bamberg oder von seiner Teilnahme am Reichsparteitag in Nürnberg. Über Sigmaringen, wohin 1944 die Vichy-Regierung umsiedelte, berichten z. B. Georges Oltramare, *Les souvenirs nous vengent*, précédé d'un portrait de Jean Mabire, Coulommiers: Éditions Déterna, 2000 (Erstausg. 1956), Corinne Luchaire, *Ma drôle de vie*, Paris: Dualpha, 2002 (Erstausg. 1949), Maud de Belleruche, *Le ballet des crabes*, Paris: Dualpha, 2001 (Erstausg. 1975) und viele andere; über Aufenthalte in der Pfalz, Bad Mergentheim, Sigmaringen, Insel Mainau usw. Jean Hérold-Paquis, *Mémoires. L'Angleterre comme Carthage suivi de Des illusions ... Désillusions! 15 août 1944 – 15 août 1945*, Coulommiers: Éditions Déterna, 2002 (Erstausg. 1948). Unter den französischen SS-Freiwilligen, die ihre *mémoires romancées* hinterlas-

der zahlreichen Kriegsgefangenen, die ab 1940 in die Hände der Deutschen fielen, auch wenn sie – wie die explizit aufgeklammerte Shoah-Literatur – einen besonderen Zeugnischarakter haben.¹⁴

Mit diesen ergänzenden Anmerkungen sollte demonstriert werden, daß Lubrichs Buch Appetit auf intensive Lektüre und weitere Suche macht. Man darf dem Autor zu seiner Anthologie gratulieren und der Sammlung viele interessierte Leser wünschen.

Frank-Rutger Hausmann

Türken in Berlin 1871–1945

Eine Metropole in den Erinnerungen osmanischer und türkischer Zeitzeugen

Hrsg. von Ingeborg Böer, Ruth Haerkötter und Petra Kappert

unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Sabine Adatepe

Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2002, 374 Seiten

Im Vergleich mit den Türken, die man erst ab 1961 als Arbeitsmigranten in den Westen kennt, trägt das imposante Buch den Titel *Türken in Berlin 1871–1945*, was sogleich das Interesse des Lesers weckt.

Der Band ist Dank des Fachgebietes der Turkologie an der Universität Hamburg entstanden, mit dem Ziel, Eindrücke osmanischer bzw. türkischer Berlin-Besucher der gut sieben Jahrzehnte von 1871 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zu studieren. Dokumentiert werden Berichte zum Teil namhafter Persönlichkeiten, die in diesem Zeitraum Deutschland und speziell Berlin besuchten oder längere Zeit dort lebten und durch ihren Aufenthalt dort beeinflusst und für ihre Zukunft entscheidend geprägt wurden. Die türkischen Besucher waren Publizisten, Wissenschaftler, Ärzte, Künstler, Politiker, Militärs, Flüchtlinge und Studenten, deren in Deutschland gesammelte Erfahrungen das Gesicht der Türkei im 20. Jahrhundert verändert haben.

Ausgiebig zitiert werden grötenteils bislang in deutscher Sprache nicht zugängliche Tagebücher, Briefe, Erinnerungsberichte und andere Dokumente, ein reiches Material, das u. a. mit der Hilfe türkischer Wissenschaftler und Antiquare in Istanbul zusammengetragen wurde (wobei die langwierige Arbeit der Übersetzer eigens im Vorwort erwähnt ist).

Das Buch besteht aus drei Hauptteilen. Teil I bietet einen ausführlichen und materialreichen Bericht über die Zeit von 1871 bis 1918, als das Osmanische Reich versuchte, mit

sen haben, ragt Marc Augier (Ps. Saint-Loup) durch seine Verve hervor; von ihm soll hier *J'ai vu l'Allemagne*, Châtillon-sur Chalaronne: Le Flambeau, 1991, genannt werden.

¹⁴ Hier klafft noch eine Forschungslücke. Wie ergiebig der Gegenstand ist, erschließt sich am besten durch Internetrecherchen. Für die italienischen Kriegsgefangenen vgl. Nicola Labanca (Hrsg.), *Fra sterminio e sfruttamento. Militari internati e prigionieri di guerra nella Germania nazista (1939–1945)*, Firenze: Le Lettere, 1992; für die französischen Zwangsarbeiter vgl. die Briefe des Akademiemitglieds José Cabanis, *Lettres de la Forêt-Noire: 1943–1998*, Paris: Gallimard, 2000. Cabanis mußte im badischen Köndringen arbeiten, schildert aber einfühlsam die Schönheit der Landschaft um Freiburg und Karlsruhe, wogegen er die Härte des Gefangenenloses setzt.

westlicher Hilfe sich zu (re)organisieren und – mit Deutschland als Gegengewicht – England, Frankreich und Russland in Schach zu halten, und letztlich, um mit einem starken Partner verlorengewonnene Gebiete des Reiches zurückzugewinnen.

Teil II gilt der Zeit nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, den Gründungsjahren der türkischen Republik. Die Jahre 1919 bis 1932 sind die Zeit der deutsch-türkischen Zusammenarbeit par excellence, wobei deutlich zu sehen ist, wie groß der deutsche Einfluß in der Türkei war.

Teil III, 1933–1945, zeigt, wie der Nationalsozialismus sich auch in den deutsch-türkischen Verhältnissen hemmend auswirkt. Deutschlands Versuche, die Türkei wie im Ersten Weltkrieg auf seiner Seite zu haben, werden diplomatisch abgewehrt, was deutlich Probleme mit sich bringt. Eine Zeit, wo Propaganda als Freundlichkeit getarnt war, wo aber die Bombennächte und die Zerstörung deutscher Städte doch auch das Mitleid vieler Türken erregte.

Die Einführung der Turkologin Sabine Adatepe (Hamburg) läßt die deutsch-türkischen Beziehungen im Spiegel der Zeit passieren, von den Belagerungen Wiens bis zu den ersten deutsch-türkischen diplomatischen Beziehungen und Militärmissionen; vom Berliner Kongreß bis zur deutschen Hilfe nach der Gründung der türkischen Republik. Sie beginnt ihre Darstellung zwar mit dem Hinweis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453), bei der – was sie nicht erwähnt – die traditionelle Feindschaft der westlichen Katholiken mit den östlichen Orthodoxen ausgenutzt und somit Byzanz ein Ende gesetzt wurde. Aber es wäre falsch, zu denken, der Türke als "Feindbild" sei erst im Jahre 1453 aufgetaucht. Unter Wissenschaftlern wird als Geburtsstunde des "Türkenfeindbildes" der Beginn der Kreuzzüge gesehen.

Mit der Eroberung von Konstantinopel tauchten alte biblische Übertragungen auf die Türken auf, die sehr archaische Züge trugen: der Türke als Frauenschänder, Kindermörder, Satan, Geißel Gottes usw. Die Eroberungen der Türken auf dem Balkan hin bis zu der österreichischen Grenze verstärkten die Ängste und Vorurteile gegenüber den Türken. Die erste Belagerung Wiens im Jahre 1529, die Dank des frühen Winters scheiterte, war Anlaß für die katholische Kirche, die "Rettung der Christenheit" in Buße, Gebet und der Einführung einer "Türkensteuer" zu sehen, die die katholische Kirche Jahrhunderte lang inkassierte, um damit Kriege und Kreuzzüge gegen die Türken zu finanzieren.

Die zweite Belagerung Wiens im Jahre 1683, die eigentlich ein Versuch des Osmanischen Reiches war, sich mit allen Mitteln über Wasser zu halten, verhalf der Habsburger Monarchie dazu, sich auf dem Balkan neue Gebiete zu erschließen.

Während das Osmanische Reich auf dem Schlachtfeld ständig verlor, begann es im kulturellen Bereich neue Konturen zu gewinnen. Eine wahre Türkomanie begann über Italien und Frankreich ganz Europa zu erobern. Der Türke in der Mode, der türkische Kaffee, der 'edle Türke' in der Musik und Theater (man denke an *Die Entführung aus dem Serail*) machten Furore – eben weil der Türke als Kriegsgefahr nicht mehr existierte. Es kann aber durchaus behauptet werden, daß diese Einflüsse in der täglichen Kultur Deutschlands und Österreichs relativ spät aufgetaucht sind, wegen der immer noch andauernden Kriege und Türkengefahr auf dem Balkan.

Trotz verlorengangener Gebiete war das Osmanische Reich immer noch ein ernstzunehmender Partner. Deshalb schloß Preußen mit den Osmanen 1761 ein Freundschafts- und Handelsabkommen. Die Türken ihrerseits waren vor allem an einer Reorganisation ihrer Armee interessiert, weshalb ihr ganzes Interesse den Militärmissionen und

der militärischen Kooperation galt. 1798 kam der Oberst von Goetze als erster preußischer Offizier nach Istanbul. Nachdem Sultan Mahmut II. 1826 hat das Janitscharenkorps zerschlagen hatte, suchte er nach neuen Modellen für seine Armee und bat im Jahre 1835 um preußische Instruktionsoffiziere. Die Deutschen kamen nicht, aber luden türkische Offiziersschüler nach Deutschland ein, womit eine fruchtbare Zusammenarbeit begann.

Es ist interessant zu sehen, wie in solchen Zeiten alte Rivalen zusammenarbeiteten. Mit der Französischen Revolution und ihren Parolen waren die großen Vielvölkerstaaten wie das Osmanische Reich und die Habsburger Monarchie in Gefahr, in lauter kleine Nationalstaaten zu zerfallen. Serbien und Griechenland waren die ersten Nationalstaaten, die sich vom Osmanischen Reich trennten. Das konnte Schule machen. Man sieht deutlich, wie in solchen Zeiten alte Images und "Feindbilder" vergessen wurden. Die österreichischen Tageszeitungen aus dieser Zeit lassen erkennen, daß im Namen der Erhaltung der Monarchie "der Türke" als Feindbild nicht mehr existiert. So werden Images, Bilder, Vorurteile und Klischees von sich wandelnden politischen, kulturellen oder wirtschaftlichen Interessen bestimmt.

Die Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 sorgte für Gleichgewicht in Europa. 1878 hat Deutschland dann die "orientalische Frage" im Namen der "europäischen Ordnung" sehr diplomatisch gelöst, wobei das Osmanische Reich seine Großmachtstellung verlor, aber sein Gesicht wahren konnte (vgl. S. 6f.).

Das Osmanische Reich, umzingelt von den Kolonialmächten Frankreich, England und Russland, sah in Deutschland einen "Freund ohne territoriale Ansprüche" (S. 8); deshalb versuchte man mit Hilfe von deutschen Instrukteuren, der Lage Herr zu werden. 1883 war Goltz Pascha (Major Colmar van der Goltz) als Instruktionsoffizier nach Istanbul gekommen, wo er bis 1896 blieb. Aber die Osmanische Führung hatte nicht den Mut und die Kraft zu Reformen in der Armee. Erst ab 1895 begann man im Osmanischen Reich zu begreifen, daß "militärische Ausbildung osmanischer Offiziere in Deutschland" (S. 9) wichtig sei und so begann die Welle der jungen Türken, die zur Ausbildung nach Deutschland kamen, darunter übrigens auch Schüler und Lehrlinge. Die Zahl der 1917 in Berlin registrierten Türken betrug 2000. Namentlich die Einführung der "deutschen Disziplin" sah man als wichtig an.

Neben den zu Ausbildungszwecken entsandten Deutschlandbesuchern gab es auch andere, die mit Hilfe des osmanischen Staates oder auf eigenen Wunsch und aus eigenen Mitteln nach Deutschland kamen, um hier ihre Kenntnisse zu erweitern, sich in ihrem jeweiligen Bereich zu spezialisieren oder die deutsche Sprache und die deutsche Kultur näher kennenzulernen.

Die ersten Beispiele der osmanischen Berlinbesucher, die im vorliegenden Buch besprochen werden und zu Worte kommen, sind Publizisten, Diplomaten, Literaten und Übersetzer, die zumeist den Fehler begehen, den Orient mit dem Okzident zu vergleichen, was sie jedoch zu der Schlußfolgerung führt, daß dieses Vergleichen keinen Sinn hat, "da Orient und Okzident doch vollkommen gegensätzlich sind" (S. 32, Zitat Sadullah Pascha). Viele dieser Besucher sind vom sozialen und kulturellen Leben des damaligen Berlin sehr beeindruckt. Die Musik, das Theater, die Errungenschaften im Gebiet der Industrialisierung und Technologie (neue Druckverfahren, Elektrizität) sind Anlass dafür, die eigene Kultur kritisch zu betrachten: "Ohne Übertreibung kann man sagen, daß wir, bezogen auf ihre Fortschritte, 50 bis 60 Jahre hinter den Europäern zurückliegen" (S. 53; zitiert wird der junge Mediziner Hüseyin Hulki).

Dieselbe Idealisierung des Westens sieht man auch bei dem großen türkischen Dichter Mehmet Akif Ersoy, der 1914 Berlin besuchte. Der Orient wird auch bei ihm dauernd mit dem Okzident verglichen, wobei die düstere Realität im Osten dem Fortschritt im Westen unterliegt. Die Sauberkeit, die schnellen Züge, die Ordnung und Disziplin in Deutschland und die Willenskraft der Deutschen werden bewundert und den Missständen im Osmanischen Reich gegenübergestellt. Mehmet Akif Ersoy sucht nach dem Grund des deutschen Erfolges und scheint ihn bei der nationalen Einheit gefunden zu haben, die im Osmanischen Reich fehle. Die fehlende Einheit, die innere Zerrissen- und Zerstrittenheit sowie der Bildungsmangel der Osmanen sind seiner Meinung nach die Ursache für seinen Untergang (S. 131).

Solche Fragen und das Suchen nach dem "Übel" (oder aber nach den Ursachen des Erfolgs der anderen) sind bei Akif zu verstehen, wenn man bedenkt, dass er als Dichter und Idealist nach vermeintlichen Modellen oder Formeln sucht, die das Leben der Menschen im eigenen Land erleichtern sollen. Er findet vieles in Deutschland "in Harmonie" und so entsteht ein Bild, das einer Utopie ähnelt: eine Nation (die deutsche), die vollkommen ist, da sie "Schule, Kaserne, Fabrik und Wissenschaft" verbindet (S. 132). Eine Nation, die denkt und handelt. Ein Volk, dessen Musik und Lyrik demselben Ziel dienen: "Weder wurde Eure Musik von lähmenden Melodien befallen / noch bringt Eure Lyrik die Lebensgeister durcheinander" (S. 133); wohingegen Literatur und Bildung im eigenen Lande dringend der Erneuerung bedürfen. Als Dichter sieht Mehmet Akif Ersoy sich berufen, das untergehende Reich zu retten, wozu er das westliche Modell zu empfehlen scheint, bei dem Wissenschaft, Technik, Fortschritt und Gelehrsamkeit das Fundament bilden (S. 131).

Akif's Deutschlandbild ist das übertriebene Bild eines Dichters, der in seiner Hilfslosigkeit nach Idealen greift, deren Verwirklichung im Osmanischen Reich utopisch waren. (Nach der Gründung der türkischen Republik im Jahre 1923 versuchte Atatürk diese Ideale zu verwirklichen; aber Mehmet Akif Ersoy verlor sich als Abgeordneter im neuen Parlament in seiner Sehnsucht nach einem "islamisch geprägten türkischen Nationalismus", S. 134.)

Es darf nicht übersehen werden, daß die Versuche, das Osmanische Reich zu reorganisieren, von den herrschenden Kreisen kamen, denen die Reorganisation der Armee sehr wichtig war. Darum auch war die Ausbildung von türkischen Offizieren in Deutschland von so großer Bedeutung; darum kamen im Laufe der Jahre so viele Türken nach Berlin, um hier ihre militärische Ausbildung zu erhalten. Einer, der zwar nicht seine militärische Ausbildung in Deutschland erhielt, sondern als Militärattaché der Hohen Pforte nach Berlin berufen wurde, war Enver Pascha. Auch er sah die Rettung des Osmanischen Reiches in einem "deutschen Modell" (S. 69). Seine "Germanophilie" führte schließlich 1914 zu einem "geheimen deutsch-osmanischen Beistandsabkommen" (S. 73), das die Waffenbrüderschaft im Ersten Weltkrieg begründete.

Dem Träumer und Phantasten Enver Pascha stand der Realist Mustafa Kemal Pascha (Atatürk) gegenüber, der das Ende dieser übertriebenen deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft im Ersten Weltkrieg Anfang 1918 so voraussah: "Deutschland hat den Krieg so gut wie verloren. Es geht jetzt darum, schnellstmöglich ein Friedensabkommen zu unterzeichnen und zuzusehen, mit so wenig Schaden wie möglich aus der Sache herauszukommen" (S. 190). Die Hoffnung, mit der Hilfe der Waffenbrüderschaft mit Deutschland verlorengegangene osmanische Gebiete zurückzuerobern, endete in einer Katastrophe.

Mustafa Kemal Atatürk führte das Volk aus dieser Katastrophe heraus, indem er die türkische Republik gründete, während Enver Pascha Opfer seiner Träume wurde.

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges kamen viele Militärs, Schriftsteller, Ärzte, Pädagogen, Parlamentarier, Zeitungsverleger nach Deutschland. Viele Errungenschaften auf ihrem jeweiligen Arbeitsgebiet nahmen sie mit in das Osmanische Reich und versuchten, diese Entwicklungen auch dort durchzusetzen. Immer wieder spricht aus ihren Aufzeichnungen auf der einen Seite die Bewunderung für Deutschland, auf der anderen die Hoffnungslosigkeit, was das Osmanische Reich betraf. Jeder versuchte, seine eigene Erklärung dafür zu finden. Für manche lag die Erklärung in der deutschen Bildung, für andere in Pflichtbewußtsein, Disziplin, Kreativität, Phantasie und Logik, Verstand und Gefühl der Deutschen. Das führte jeweils dazu, dass daraus ein Modell für das eigene Land entworfen wurde, wobei man in jedem Fall die technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften unbedingt übernehmen wollte.

Für realistischere Bilder aus Deutschland sorgte der Dichter Cenab Şahabeddin, der 1917/18 nach Deutschland reiste. Er erkannte die Rolle der Wirtschaft, die wichtiger war als die Eroberungen mit Waffengewalt. Andererseits machte das Erfolgsrezept "Ordnungssinn, Pflichtgefühl und Gehorsam der Deutschen dem Staat gegenüber" aus Deutschland zugleich einen "Friedhof" – "so ruhig, geordnet und diszipliniert gehe es zu" (S. 167). Es ist interessant zu sehen, wie Eigenschaften der Deutschen, die von anderen türkischen Besuchern hoch gelobt und gepriesen werden, bei Cenab Şahabeddin nüchtern und realistisch wahrgenommen werden. Er verliert sich nicht im Glanz und Ordnung dieser Gesellschaft, sondern versucht hinter die glanzvolle Fassade zu schauen, wo er starre "hierarchische Ordnungen" (S. 167) entdeckt, und wo Befehlen und Gehorchen an der Tagesordnung sind.

Auch seine Versuche, Berlins Architektur zu analysieren, enden in Kritik. Überall sieht er Gebäude, bei denen die Berechnung stärker als Phantasie war (S. 169). Er versteht, daß versucht wurde, die Stadt architektonisch zu monumentalisieren, aber diese Ästhetik endet in der Sackgasse der kalten Vergoldung und des Schmuckes, während die Seele auf der Strecke bleibe. Er kommt zu der Schlußfolgerung: "Es ist das Wissen, das Deutschland regiert" (S. 172). "Wissen(schaft)" aber werde in Berlin zu Kunst und die höchste Kunst sei hier die Musik, "die wissenschaftlichste aller ästhetischen Künste" (S. 172). Potsdam wird ihm zu einem Gedicht, wo Wald, Fluß, Erde und Pflanzen zu Vers und Reim werden. Das romantische Herz des Dichters verfällt manchmal zur Melancholie, bei der sogar die schönsten Dinge im negativen Lichte erscheinen.

Natürlich sind Images und Bilder abhängig von den Urhebern dieser Bilder und Images. Aber bei dem Dichter Cenab Şahabeddin sind diese Bilder meist realistische Bilder, die weit in die Zukunft reichen. Auch er suchte nach Mustern und Modellen, die übernommen werden konnten, um Erfolge zu erzielen. Für ihn bestand Deutschland aus "Schule, Kaserne, Fabrik und Bank" (S. 165), alles vom Wissen regiert. Das Osmanische Reich hätte diese Dinge nachahmen müssen, um erfolgreich zu werden. Das waren "Arzneimittel", die eingenommen werden sollten, um Erfolg zu haben oder doch wenigstens nicht unterzugehen. Aber das Osmanische Reich war längst untergegangen, was mit dem Ende des Ersten Weltkrieges nur besiegelt wurde.

Eigentlich ist die Zeit zwischen 1919 und 1933 die fruchtbarste Zeit der deutsch-türkischen Beziehungen. Nach dem verlorenen Krieg wurde in der Türkei die Republik gegründet und in Deutschland die "Weimarer Republik" ausgerufen. Wieder kamen viele Türken nach Berlin, jetzt, um nach einem neuen Weg für die neue türkische Republik zu

suchen. Auf allen Bereichen wurde fieberhaft gearbeitet; die Gründe für den Niedergang des Osmanischen Reiches wurden analysiert; in Wirtschaft, Industrie, Film-, Theater- und Opernkunst vieles aus Deutschland zum Beispiel genommen. Junge türkische Wissenschaftler, Künstler, Akademiker und Studenten wurden mit staatlichen Mitteln nach Deutschland geschickt, um sich dort fortzubilden. Nach ihrer Rückkehr in der Türkei wurden sie dort Pioniere in ihren jeweiligen Bereichen.

Einer dieser Berlinbesucher ist 1928 der berühmte türkische Dichter und Erzähler Sabahattin Ali. Sein Berlin- und Deutschlandbild ist negativ, da er Heimweh hat und vieles um sich her pessimistisch sieht: “Die Straßen stundenlang geradeaus ohne Biegung / Darauf gehen die Deutschen ohne zu lächeln ...” (S. 223). Trotz dieser negativen Bilder ist Sabahattin Ali von der deutschen Literatur stark beeinflusst und hat diese Tradition in die türkische Literatur weitergeleitet. Seinen Berlin-Aufenthalt verarbeitete er in der Novelle *Kürk Mantolu Madonna* (Die Madonna im Pelzmantel). Die Enttäuschung des – stark autobiographischen – Protagonisten Raif spiegelt sich in dem Satz: “Das Europa meiner Träume war ein Ort ganz andersartiger und zahlreicherer Wunder gewesen” (S. 225). Das Deutschlandbild in dieser Novelle ist beladen mit den gesellschaftlichen Problemen der Weimarer-Republik. Die politischen Diskussionen, “wie Deutschland zu retten sei” (S. 226), sind stets präsent und die wachsende Intoleranz und Gewaltbereitschaft in der deutschen Gesellschaft deutlich zu spüren. Es ist wie die große Stille vor dem Sturm. Vieles im Berlin der Weimarer Republik, das Nachtleben, die Kunst, die Politik, die Cafés, der Feminismus, der Antisemitismus, sind in der Novelle integriert, so daß man ein realistisches Bild der Zeit bekommt, in dem die Sprachkraft und Beobachtungsgabe dieses großen türkischen Autors zu spüren sind. Die Botschaften für die Zukunft sind in dem Text raffiniert zwischen den Zeilen eingestreut: “Soweit ich mit meinen Sprachbrocken zu verstehen in der Lage war, sahen sie die Rettung für Deutschland darin, daß ein Mann mit eiserner Faust wie Bismarck das Ruder in die Hand nehme, unverzüglich zur Aufrüstung schreite und in einem zweiten Krieg das erfahrene Unrecht wiedergutmache” (S. 226). Die Millionen schrien nach dem “Helden”, der kommen sollte, um alle zu befreien. Gemeint war Hitler, der große “Rattenfänger”.

Die Machtergreifung Hitlers im Jahre 1933 änderte nichts an dem Interesse der türkischen Spezialisten, die eifrig in vielen Gebieten weiterstudierten. Pädagogen, Publizisten, Soziologen versuchen, das “deutsche Wunder” zu erklären, wobei man ahnt, daß mit Propaganda, Hitler und Judenhaß die deutsche Gesellschaft zugrunde gehen wird: “Die meisten bemerkten nicht einmal, was da vor sich ging”, notiert der Soziologe Niyazi Berkes, der 1935 Deutschland als 27jähriger besuchte, im Rückblick (S. 257).

Furkan Tan, Lehrer für Literatur, Geschichte und Geographie, der Deutschland 1938 besuchte, scheint die Formel für den Fortschritt in Deutschland gefunden zu haben: die Wissenschaft (S. 264). Die Deutschen sind durch die Wissenschaft zugleich frei – und die Sklaven derselben Wissenschaft, schreibt er, nicht ohne ironischen Unterton. Wissenschaft führe zum Fortschritt, Fortschritt zur Zivilisation und die Zivilisation ihrerseits führe zur Freiheit (S. 265). Nicht schlecht als philosophische Betrachtung!

Alle oder doch die meisten Besucher ahnen, daß der Antisemitismus, die laute Propaganda, die überall zu spüren war, die Rüstungsfabriken und die Rede von Deutschland als “Großmacht” und “sprudelnde Kraft” (S. 267) von einem gelenkt wurde – von Hitler, der die ganze Welt in die Hölle des zweiten Weltkrieges führen wird. Und Deutschland bekam diese Hölle am eigenen Leibe zu spüren.

Einige der im vorliegenden Band dokumentierten Berichte stammen von Türken, die sich während des Zweiten Weltkrieges in Berlin aufhielten und den Untergang Deutschlands selbst miterlebten: die Luftangriffe auf Berlin, brennende Häuser, hilflose Menschen und das Chaos, den Anfang vom Ende. Zumeist analysieren diese türkischen Berlinbesucher nüchtern die Geschehnisse in Deutschland und sehen, wie z.B. Celaledin Ezine, den Nazismus als Frucht der deutschen Geschichte (S. 289). Mit Mitleid sahen sie den blühenden Staat, die einst blühenden Städte in Feuer und Bombenhagel untergehen. Die Nöte und der Hunger, der Schwarzmarkt, die Lebensmittelknappheit, die brennenden Städte – all das läßt vor den Augen des Lesers ein apokalyptisches Bild des zerstörten Berlin wie auf einer Leinwand entstehen: “Diese große Stadt, in der es zuvor prächtige Bauten gegeben hatte und in der sich tausende Menschen bewegt hatten, ist jetzt ein finsterner Trümmerhaufen mit menschenleeren Straßen, ein furchterregendes Eulennest” (S. 301).

Der Band wird ergänzt durch einen abschließenden Teil, der aus Briefen und Berichten an die Herausgeber zusammengestellt ist, geschrieben von inzwischen prominenten Persönlichkeiten der Türkei, die zwischen 1929 und 1943 in Deutschland studiert hatten und dann in der Türkei ihre Laufbahn fortsetzten. Unter ihnen sind Archäologen, Künstler, Philosophen, Schriftsteller, Textildesigner, die unter sehr guten Bedingungen in Berlin studierten. Ihr Verhältnis zu den deutschen Professoren war ausgezeichnet; sie waren eifrig, diszipliniert und erfolgreich. Einige haben es gewagt, sich unter dem Nazi-Regime für die Juden einzusetzen.

Türken in Berlin ist ein wichtiges und interessantes Buch, sowohl für Leser in der Türkei, als auch für Leser in Deutschland. Es bietet einen reichen Schatz an Dokumenten und Informationen, die sehr sorgfältig gesammelt und recherchiert sind. Es läßt sehen, wie tief und reich die deutsch-türkischen Beziehungen sind und wie entscheidend Deutschlands Einfluß auf und Hilfe für die Türkei in all diesen Jahrzehnten war. Vieles im Bereich von Film, Kunst, Musik, Archäologie, Philosophie, Architektur, Radiologie, Pädagogik etc. wäre in der Türkei ohne den Einfluß aus Deutschland nicht denkbar. Erstaunt wird man gewahr, wie viele bedeutende Persönlichkeiten – Enver Pascha, Mustafa Kemal Atatürk, Mehmet Akif Ersoy, Sabahattin Ali, Vasfi Rýza Zobu, Nadir Nadi sind dafür einige Beispiele – eine längere Zeit in Deutschland bzw. in Berlin verbracht haben und wie befruchtend diese Zeit auf sie wirkte. Und so ist dieses Buch eine unerlässliche und unerschöpfliche Quelle für alle, die sich mit den deutsch-türkischen Beziehungen beschäftigen.

Yüksel Kocadoru

Frank-Rutger Hausmann: “*Dichte, Dichter, tage nicht!*”

Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941–1948

Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, 2004, 409 Seiten, mit CD

Welche Politik verfolgte das nationalsozialistische Deutschland gegenüber internationalen Schriftstellern? Und welche Autoren fanden sich für welche Formen der Zusammenarbeit mit dem ‘Dritten Reich’ bereit?

In detaillierter Dokumentation hat Frank-Rutger Hausmann ein wenig erforschtes Gebiet erschlossen: die Europäische Schriftsteller-Vereinigung (ESV). Diese wurde von den Nazis ins Leben gerufen, um Autoren aus verbündeten, besetzten und neutralen Ländern nach dem Überfall auf die Sowjetunion für die Idee eines von Deutschland dominierten Europa einzuspannen. Etwa 200 Autoren aus 14 Ländern engagierten sich in ihren 17 Landesgruppen.

Die Gründung der ESV steht im Kontext der nationalsozialistischen Europa-Ideologie, als Antwort auf die 'Atlantik-Charta' der Alliierten und im Kampf gegen den 'Bolschewismus' (1941). Sie ist vor dem Hintergrund des deutschen Ausstiegs aus Völkerbund und PEN-Club (1933) und in einer Reihe mit Organisationen wie der "Reichsschrifttumskammer" zu verstehen. In Nachahmung der auswärtigen Kulturpolitik Englands und Frankreichs wurden ab 1940 in 16 Ländern 'Deutsche (Wissenschaftliche) Institute' (Vorläufer der heutigen 'Goethe Institute') gegründet. Es wurden Gruppenreisen auswärtiger 'Multiplikatoren' organisiert, zum Beispiel zur Leipziger Messe im Frühjahr 1941. Die deutsche Politik war indes, wie Hausmann zeigt, nicht einheitlich: Goebbels' zynische Hinwendung zu Europa und seine Instrumentalisierung ausländischer Intellektueller für einen deutschen Großraumplan befand sich durchaus nicht im Einklang mit Hitlers rassistisch-großgermanischer Vision. Hinzu kam die institutionelle Rivalität konkurrierender Einrichtungen, die jede für sich außenpolitisch tätig waren (Auswärtiges Amt, SS, Propagandaministerium, Amt Rosenberg etc.). Die Idee eines internationalen Schriftstellerverbandes als 'Gegen-PEN' kursierte seit 1933. Nach dem Sieg über Frankreich nahm Goebbels das Projekt strategisch auf und ergriff im folgenden Jahr die Initiative, als an den nationalen Weimarer Dichtertreffen (1938, 1940, 1941, 1942) erstmals ausländische Autoren teilnahmen.

Die ESV wurde geprägt durch vier große Veranstaltungen, deren Verlauf die Studie minutiös nachzeichnet: (1.) Fünfzehn ausländische Schriftsteller nahmen im Oktober 1941 an einer organisierten Gruppenreise durch Deutschland teil. (2.) Während dieser Rundfahrt vorbesprochen, wurde die ESV auf den anschließenden Weimarer Dichtertagen (Oktober 1941) scheinbar spontan, tatsächlich aber von Goebbels aus der Ferne dirigiert, gegründet. (3.) Auf einem weiteren Treffen mit Sprechern aus den beteiligten Ländern (März 1942) wurde diese Gründung formalisiert und rechtlich wirksam (Unterzeichnung der Gründungsurkunde, Eintrag ins Vereinsregister, Wahl der Repräsentanten). (4.) Auf den folgenden Weimarer Dichtertagen im Oktober 1942 hielt Joseph Goebbels eine Rede; anwesend waren bei dieser Gelegenheit auch fast alle im Land verbliebenen deutschen Schriftsteller. "Nie zuvor oder danach", stellt Hausmann fest, "waren die deutsche Literatur und ihre Träger derart politisiert wie nach dem [Beginn des] von Nazideutschland angezettelten Weltkrieg[es], insbesondere nach dem Überfall auf die Sowjetunion" (S. 35). An den beiden Dichtertagen nahmen jeweils etwa 50 Autoren aus dem Ausland teil, unter ihnen "zahlreiche national wie international anerkannte Literaten" (S. 103). Die deutschen Vorsitzenden, Hans Carossa als Präsident und Carl Rothe als Generalsekretär, betrieben eine aktive Mitgliederwerbung, zu deren Zweck sie Korrespondenzen führten und Auslandsreisen unternahmen. Diese Kommunikationstätigkeit wurde ergänzt durch Veröffentlichungen der ESV: Abdrucke der Tagungs-Reden, Sammelbände, Bücher der Mitglieder und Beiträge in Zeitschriften sowie insbesondere das bis 1944 erscheinende Organ der Vereinigung, *Europäische Literatur*. Das für 1943 geplante Dichtertreffen konnte kriegsbedingt nicht mehr stattfinden. Während sich die militäri-

sche Lage zu Deutschlands Ungunsten entwickelte, nahm die "Kollaborationsbereitschaft" ausländischer Schriftsteller ab. Aktiv war die ESV also eigentlich nur anderthalb Jahre. Nach dem Krieg offenbar in Vergessenheit geraten, wurde sie erst 1948 formell aufgelöst.

Hausmann leistet Pionierarbeit, indem er flächendeckend zu eruieren versucht: Wer war bei der Deutschlandreise, bei den Dichtertagen und bei der Gründungsversammlung dabei? Und wer war Mitglied der Landesgruppen? Land für Land wird kapitelweise abgehandelt. Folgende Autoren spielen die Hauptrollen: aus der Schweiz John Knittel (*Via Mala*); für Italien Arturo Farinelli, Alfredo Acito, Giovanni Papini, Gaime Pintor und Mario Sertoli; aus Spanien Ernesto Giménez Caballero und Luis Felipe Vivanco; die Niederländer Rintsje Pieter Sybesma, Jan de Vries, Emile Buysse und Jan Eekhout; die Flamen Filip de Pillecyn, Ferdinand Vercnocke, Felix Timmermans, Ernst Claes, Gerard Walschap und Stijn Streuvels; die Wallonen Pierre Hubermont und Samsoen de Gérard; aus Dänemark Svend Fleuron, Ejnar Howalt, Anders Thuborg und Svend Boberg; aus Norwegen Kåre Bjørgen, Karl Holter und Lars Hansen; aus Schweden Einar Malm und Fredrik Böök; die Finnen Arvi Kivimaa, Veiko Antero Koskenniemi, Maila Talvio-Mikkola, der Finnlandschwede Örnulf Tigerstedt; die Slowaken Jozef Ciger Hronsky und Milo Urban; aus Kroatien Antun Bonifačić; aus Ungarn József Nyíró und Lőrinc Szabó; aus Rumänien Liviu Rebreanu; aus Bulgarien Fanny Popowa-Mutafova und Dimiter Tscholokow-Stoewsky; und nicht zuletzt die Franzosen: Abel Bonnard, Robert Brasillach, Jacques Chardonne, Pierre Drieu La Rochelle, Ramon Fernandez, André Fraigneau, Marcel Jouhandeau, Georges Blond und André Thérive.

Die bekanntesten Parteigänger der Deutschen, Knut Hamsun (S. 280–281) und Sven Hedin (S. 259, S. 285), spielen in der Geschichte der ESV, der sie formell beigetreten waren, ohne an den Veranstaltungen teilzunehmen, und in Hausmanns Buch nur Nebenrollen. Hausmann vermutet, man habe aus Altersgründen von ihrer Anwesenheit abgesehen. Allerdings war Hedin bis 1943 in Deutschland als 'Werbeträger' der Nazis unterwegs, so daß andere Erklärungen in Frage kommen. Céline (nicht Mitglied der ESV) kommt am Rande vor; von Curzio Malaparte, der immerhin von der Ostfront berichtete (aber mit der ESV nichts zu tun hatte), ist nicht die Rede.

"Kultur und Wissenschaft im 'Dritten Reich' sind noch unzureichend erforscht." (S. 8) Dem so bezeichneten Forschungsprojekt fügt Frank-Rutger Hausmann mit seiner neuesten Monographie einen weiteren Baustein hinzu. Zuvor hatte er Bände zur deutschen Geisteswissenschaft und zur Romanistik im Dritten Reich sowie über die 'Deutschen Wissenschaftlichen Institute' vorgelegt.¹ Und der Autor zeigt weiteren Forschungsbedarf auf: Es gebe bislang "keine umfassende Geschichte der deutschen Literatur von 1933 bis 1945" (S. 15).

¹ Frank-Rutger Hausmann, *"Deutsche Geisteswissenschaft" im Zweiten Weltkrieg. Die "Aktion Ritterbusch" (1940–1945)*, Dresden/München 1998; ders., *"Vom Strudel der Ereignisse verschlungen". Deutsche Romanistik im "Dritten Reich"*, Frankfurt am Main 2000; vgl. dazu den Dokumentationsband: ders., *"Aus dem Reich der seelischen Hungersnot". Briefe und Dokumente zur romanistischen Fachgeschichte im Dritten Reich*, Würzburg 1993; ders., *"Auch im Krieg schweigen die Musen nicht". Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg*, Göttingen 2002. *"Dichte, Dichter, tage nicht!"* ist parallel zur systematisch-geographischen Gliederung der zuletzt genannten Studie aufgebaut.

Hausmann erreicht in verschiedener Hinsicht Differenzierungen. Insbesondere beobachtet er Unterschiede in den individuellen Motiven der Zusammenarbeit mit NS-Deutschland: ideologische Affinität (Antisemitismus, Antikommunismus, Reaktion), Opportunismus (finanzielle Förderung, Übersetzungen, Druckerlaubnis, Veröffentlichungen, Reisen, Ehrungen) oder Naivität (Glaube an die vorgeblich völkerverbindende Zielsetzung von Carossas Vereinigung). Verschiedentlich bemerkt Hausmann, wie “erstaunlich” es sei, daß bestimmte Autoren sich überhaupt mit den Nazis eingelassen hätten, etwa Lőrinc Szabó, “einer der bedeutendsten modernen Lyriker Ungarns” (S. 320), oder Liviu Rebreanu, der später “in den Rang eines rumänischen Klassikers erhoben” (S. 336) und in der DDR übersetzt wurde.

Darüber hinaus stellt Hausmann eine landesspezifische Verschiedenheit der Kollaborationen fest: Während die auf Überlegenheit ihrer *romanità* bedachten Italiener eine regelrechte “Abwehrhaltung” (S. 222) zur Schau trugen und die Spanier zwischen “Faszination” und “Zurückhaltung” (S. 225) schwankten, war die Landesgruppe der Schweizer “eine der blassesten” (S. 203), wohingegen die bulgarische Beteiligung als “repräsentativ für die bulgarische Literatur der Zeit” und “weit über die Grenzen Bulgariens hinaus anerkannt” (S. 347) gelten kann und in der finnischen Gruppe (“die stärkste in der ESV”, S. 304) “die meisten der damals renommierten finnischen Autoren” vertreten waren (S. 302). “Man hätte meinen können, Schriftsteller aus faschistischen Staaten hätten in ihren deutschen Kollegen Brüder im Geiste gesehen und hätten sich daher freudig mit ihnen verbrüder, doch dem war keineswegs so.” (S. 205) “In keinem Fall kam es zu einer kulturellen Unterordnung” (S. 356). “Die europäische Peripherie war kulturell von Deutschland aus kaum zu kontrollieren.” (S. 357) Auch nach dem Krieg ging man höchst unterschiedlich mit den Kollaborateuren um, die – je nach Land – mit Fahndungsplakaten gesucht, ins Exil verwiesen, angeklagt und inhaftiert, hingerichtet oder aber ungeschoren gelassen wurden.

Die Geschichte der ESV zeigt eindrucksvoll, daß Deutschland sogar innerhalb der faschistischen Länder eine Sonderstellung einnahm: “[D]ie Gleichschaltung der Literaten und der Literatur um den Preis einer breiten Niveaulosigkeit”, schreibt Hausmann, “[ist] in keinem anderen Land so durchgreifend gewesen wie in Deutschland” (S. 14). Überall war die literarische Produktion vielfältiger, teilweise moderner, insgesamt von deutlich besserer Qualität. “[D]as Niveau ihrer Bücher”, stellt Hausmann mit Blick auf die Franzosen fest (ohne diesen Befund freilich an Beispielen zu illustrieren), “ist dem der deutschen Zeitgenossen haushoch überlegen” (S. 146).

Naheliegenderweise richtet der Freiburger Romanist sein besonderes Augenmerk auf Frankreich: Die Namen der Künstler, die nach Deutschland reisten, seien “eindrucksvoll”, sie “unterstreichen, daß die Kollaboration einen Moment lang äußerst populär war” (S. 177). “Große Teile der Bevölkerung [...] arrangierten sich problemlos mit den neuen Verhältnissen.” (S. 146) Aus keinem anderen Land lägen derart viele und zustimmende Berichte vor. Nicht nur Schriftsteller nahmen an einer organisierten Rundfahrt teil. In den Jahren 1941 und 1942 kamen außerdem Gruppen von Musikern, Malern, Bildhauern, Filmschaffenden und anderen Künstlern nach Deutschland (darunter Maurice de Vlaminck und Édith Piaf).

Streng geht Hausmann mit François Dufay ins Gericht, dem immerhin das Verdienst zukommt, die organisierte Deutschlandreise der französischen Schriftsteller im Herbst 1941 als erster erzählerisch dargestellt zu haben (*Voyage d'automne. Récit* [!], Paris 2000); allerdings bemerkt er zurecht, daß der Historiker Dufay keine annähernd so große Breite der Dokumentation erreichte wie Hausmann selbst.

Besonders am Herzen liegt Hausmann die Sammlung und Sichtung umfangreichen Materials. Seine geradezu detektivischen Recherchen, deren Ergebnisse er ausbreitet, gestalteten sich besonders schwierig, da nach dem Krieg Unterlagen gezielt vernichtet wurden und die Beteiligten wenig auskunftsfreudig waren. (Einzig in Finnland waren reichlich Dokumente vorhanden, da es dort keine Entnazifizierung gegeben hatte.)

“*Dichte, Dichter, tage nicht!*” ist die Collage einer überwältigenden Fülle von Texten in zahlreichen Sprachen (der Autor liest schwedische, norwegische, kroatische Quellen im Original) und Formaten: Veranstaltungsprogramm, Tischordnung, Namensliste, Besucherbuch, Bücherwidmung, Brief, Postkarte, Visitenkarte, Photo, Album, Tagebuchnotiz (Goebbels, Blunck), Reiseaufzeichnung (Rothe) und Gerichtsakte. Eine CD mit den Abbildungen aus einem Photoalbum ist dem Buch beigegeben. (Sein niederländischer Besitzer hatte es bei Kriegsende im Garten vergraben.)

Hausmann zitiert und paraphrasiert ausgiebig – ohne daß durchweg deutlich würde, worauf es ihm im einzelnen ankommt. Bisweilen gibt er Reden oder Briefe in voller Länge wieder, die sich für eine ideologiekritische oder diskursanalytische Studie durchaus anbieten scheinen. In Anbetracht des enormen Materials wäre neben dem hilfreichen Namensregister anstelle der Auswahlbibliographie ein vollständiges Quellenverzeichnis von Nutzen gewesen. Einen naheliegenden Einwand nimmt der Autor gleich eingangs vorweg, indem er daran erinnert, daß bereits seine früheren Arbeiten als “zu positivistisch” kritisiert worden seien (S. 11), und indem er betont, daß auch sein neues Buch als ein “Nachschlagwerk” genutzt werden will (S. 15).

Einige Formulierungen wären zumindest problematisch²: Beispielsweise spricht Hausmann von “Verbrechen, die *in deutschem Namen* begangen worden waren” (S. 8) – nicht “von Deutschen”? Wenn wir lesen, es “haben *nicht alle* faschistischen Länder ein derart hohes Maß an Schuld auf sich geladen wie Deutschland” (S. 13), fragt sich, welches Land denn überhaupt? Alfred Döblin und Thomas Mann, heißt es, hätten “Deutschland aus *rassischen* Gründen verlassen müssen” (S. 216); nicht eher aus “rassistischen”? Welchen Faschismus-Begriff impliziert ein Satz, der “*alle* möglichen Varianten antidemokratischer Denkweisen” als “[f]aschistische Tendenzen” (S. 13) bezeichnet? Auch das Ausmaß des Wissens um die Verbrechen vor 1945 in Deutschland steht zur Diskussion: “*Erst im nachhinein*”, schreibt Hausmann, “wurden [...] die Deutschen mit ihrer unmenschlichen Vergangenheit konfrontiert”; sie “mußten zur Kenntnis nehmen, daß sie einem Staat angehört und gedient hatten, der vor systematischem Massenmord wehrloser Menschen *nicht zurückgeschreckt* war” (S. 348). Hitlers öffentlich propagierte Weltanschauung hatte zentral und systematisch auf diesen Massenmord abgezielt. Und gerade die Berichte ausländischer Reisender belegen, daß wissen konnte, wer wissen wollte.

Von allen ausländischen Autoren kommt einer besonders häufig vor (das Register verzeichnet für seinen Namen die meisten Einträge): der Finne Arvi Kivimaa. “[A]llein Arvi Kivimaa”, meint Hausmann, habe “ein literarischen Ansprüchen gehorchendes [...] Reisetagebuch publiziert” (S. 132). Um seine Protagonisten zu charakterisieren, exzerpiert er immer wieder aus dessen *Europäischer Dichterreise durch Deutschland* (1942, dt. 1944³), die er nicht nur informativ, sondern auch “eindringlich” (S. 338) findet – ohne zu

² Kursivierungen im folgenden von mir, O.L.

³ Arvi Kivimaa, *Europäische Dichterreise durch Deutschland. Reiseeindrücke eines finnischen Schriftstellers in Deutschland* [übersetzt von Reimar von Bonin], Berlin u. a.: Bischoff 1944.

erläutern, worin ihre literarischen Qualitäten bestehen sollen. Soweit ich sehe, handelt es sich um ein inhaltlich einfältiges, literarisch ideenloses und durchweg verquastetes Produkt faschistoider Ideologie, dessen Verlässlichkeit (etwa in seinen Charakterisierungen) daher durchaus in Frage gestellt werden kann. Kivimaa sei, so Hausmann, “kein verblendeter Propagandist der Deutschen” (S. 112). Doch sind im Bericht des Finnen beinahe auf jeder Seite Floskeln zu finden wie: “Die Männer an der Spitze des heutigen Deutschland sind Tatmenschen ...” (Kivimaa, S. 76), “das deutsche Wagnis des Feldzuges gegen den Bolschewismus, der Europa retten wird ...” (Kivimaa, S. 77), “seelische Verwandtschaft der beiden Völker ...” (Kivimaa, S. 92) usw.

Während er eine interessante Interpretation der Photos skizziert, die das auf der beigefügten CD präsentierte Erinnerungsalbum enthält (S. 137–138), unterwirft Hausmann seine textlichen Quellen keiner literaturwissenschaftlichen Analyse.⁴ Da er sich für ihren Informationsgehalt interessiert, liest er die Zeugnisse der Schriftsteller faktographisch. Dabei weckt er *en passant* Neugier auf eine Lektüre der zum Teil grotesken Erzählungen, welche die ESV-Autoren hervorgebracht haben. In seinen *Memorias de un dictador* (d.i. “Diktierter Erinnerungen” oder “Erinnerungen eines Diktators”) behauptet Ernesto Giménez Caballero, es sei in Weimar darum gegangen, Hitler mit der Schwester des Falange-Gründers Primo de Rivera zu verheiraten – eine Fabuliererei, die Hausmann dem pikaresken Genre zuordnet.

Durchaus anspruchsvolle Texte wie die von Marcel Jouhandeau und Jacques Chardonne werden nur knapp abgehandelt (S. 152–153). József Nyírös “Blick auf das kämpfende Deutschland” (1942) ist – wie Hausmann andeutet – durchzogen von Ambivalenzen, die aus heutiger Sicht subversiv wirken und viele Fragen aufwerfen. Lörinc Szabós “Tagebuch” (“Abschied von Weimar”, 1942), das die Kriegsschäden im Land nicht verschweigt, hat eine seltsam depressive Tonlage. Jacques Chardons *Le Ciel de Nieflheim* (1943) ist mindestens ebenso ideologisch haarsträubend wie poetisch ambitioniert. Und

⁴ Hausmann nennt folgende Veröffentlichungen: Arturo Farinelli, *Episodi di una vita* (1946); Giaime Pintor, “Scrittori a Weimar” (1942/1977), *Doppio diario 1936–1943* (1942/1978); Mario Sertoli, ‘Rapporto Sertoli’ (1942/1978); Ernesto Giménez Caballero, *Memorias de un dictador* (1979); Pedro Laín Entralgo, *Descargo de conciencia* (1976); Dionisio Ridruejo, *Casi unas memorias* (1976); Svend Fleuron, “Ich sah Deutschland” (1942); Jan de Vries, “Het dichtercongres in Weimar” (1942); Jan Eekhout, “Ik reis naar Weimar” (1942); Ernest Claes, “Met Timmermans in Duitsland” (1942/1977); Kåre Bjørgen, “Inntrykk fra Tyskland” (1942); Örnulf Tigerstedt, “Ein Dichter sieht Neueuropa” (1943); Antun Bonifačić, “Ujedinjavanje europskog duha. Sastanak europskih pjesnika u Weimaru” (1942); Lörinc Szabó, “Majestätisches Landschaftsidyll” (1942); Lörinc Szabó, “Um Goethes Gartenhaus” (1943); Georges Blond, “Les repos de Weimar” (1942); Abel Bonnard, “Impressions d’Allemagne” (1941), “Pensées dans l’Action” (1942); Robert Brasillach, “De la cité de Goethe au nouvel ‘axe’ de Berlin” (1941), “Avec les ouvriers français du Foyer de Berlin” (1941), “Le congrès de Weimar” (1941), “L’art et les artistes du IIIe Reich” (1941); Jacques Chardonne, “Voir l’Allemagne” (1941), “L’Allemagne vu par des écrivains français” (1941); Pierre Drieu La Rochelle, “L’Allemagne européenne” (1942); Ramon Fernandez, “À travers l’Allemagne” (1941), “Ce que je viens de voir en Allemagne” (1941), “Des Français reviennent d’Allemagne. Ils disent ce qu’ils ont vu” (1941); André Fraigneau, “Iphigénie à Weimar” (1941), “Faust à Berlin” (1941), “Croquis de voyage d’Abel Bonnard” (1942), “Une nouvelle figure de Goethe” (1942); Marcel Jouhandeau, “Témoignage” (1941); André Thérive, “Les leçons de Weimar” (1942), *L’envers du décor 1940–1944* (1948).

Marcel Jouhandeaus *Le voyage secret* (1949) ist lesbar als hochsubtiler poetischer ‘Schlüsselroman’, der anhand minimaler Indizien seine Decodierung gestattet, indem er ein Spiel um ein homoerotisches Geheimnis treibt, hinter dem die Verdrängung des Kollaborateurs und zugleich das Eingeständnis seiner Schuld sichtbar werden. Als überarbeitete Fassung eines (in zwei Varianten erhaltenen) Original-Tagebuchs ist auch Jouhandeaus *Journal sous l’Occupation* (1980) noch zu erschließen.

Wiederholt betont Hausmann, die ausländischen ESV-Schriftsteller seien von den Deutschen getäuscht worden, ihre Informationsmöglichkeiten seien begrenzt gewesen. Doch enthalten die Aufzeichnungen nicht kollaborierender Autoren, die sich in Deutschland aufhielten, hellsichtige Erkenntnisse. Bereits 1933 hatte der Belgier Georges Simeon die Machtübernahme eines Mörders, die Schweizerin Annemarie Schwarzenbach einen Rückfall in die Barberei und der Schwede Gunnar Ekelöf den moralischen Niedergang des deutschen Bürgertums registriert. Der Schweizer Denis de Rougemont hatte sich 1936 gefragt, warum niemand Hitler ‘abknalle’, und sich selbst die Antwort gegeben: “Man schießt nicht auf einen Kleinbürger, der der Traum von 60 Millionen Menschen ist.” Noch vor Kriegsbeginn erkannte die US-Amerikanerin Martha Dodd, daß ein systematischer Völkermord an den Juden in Vorbereitung war. Der Schweizer Meinrad Inglin erlebte 1940 ein surreales Alptraumszenario, und die Dänin Karen Blixen – die ebenfalls in Begleitung reiste – erschrak vor der fanatischen Aggressivität der Nationalsozialisten, die sie mit der des frühen Islam verglich. Weitere Zeugen, die eindrückliche Aufzeichnungen hinterließen, wären zum Beispiel die Schweizer Konrad Warner, René Juvet und René Schindler, die Schweden Barbro Alving, Gösta Block und Arvid Fredborg, der Norweger Theo Findahl und der Däne Jacob Kronika. Ganz zu schweigen von Schriftstellern wie Virginia Woolf, Thomas Wolfe oder Samuel Beckett.

Hausmanns schön gefundener Titel “*Dichte, Dichter, tage nicht!*” zitiert Hans Carossas Erinnerungen, die wiederum auf Rudolf Binding verweisen (S. 16). Mit den deutschen Funktionären Carossa und Rothe geht der Autor überaus milde um. Beiden erteilt er einen bemerkenswerten Freispruch: “[Es] können dem Präsidenten und seinem Generalsekretär insgesamt ein untadeliges Verhalten und ein Eintreten für Liberalität und Völkerfreundschaft attestiert werden, die in der damaligen Zeit ihresgleichen suchen.” (S. 57) Kritikern beider Funktionäre unterstellt Hausmann unlautere Motive: “Rothes Tätigkeit in der ESV diene seinen Widersachern als Vorwand, um ihn als gefährlichen, zumal öffentlichkeitswirksamen Gegner auszuschalten.” (S. 103) Ob Thomas Manns Vorwürfe, die er 1942 in einer Radioansprache erhob, tatsächlich als “Mißverständnisse” (S. 85) angemessen bezeichnet sind, darf jedoch bezweifelt werden.

Alles in allem bewertet Hausmann das Projekt ESV ambivalent: Nach “beachtlichen Anfangserfolgen” habe sie ihre Aufgabe bei nur kurzer Wirkungszeit insgesamt “nicht erfüllt” (S. 355). Die “Gleichschaltung der europäischen Literatur” sei gleichwohl “weit vorgekommen” (S. 355). Die ESV sei ein Instrument der Nazis gewesen, das – aus taktischen Gründen – eine gewisse Liberalität genossen habe. Den Text der Stiftungsurkunde könne man “auch heute noch akzeptieren” (S. 68). Allerdings ist darin gleich zu Beginn – in Deutschland, 1942 – die Rede von “einer Stunde, da die Kultur Europas bedroht ist”, womit sich die Unterzeichner als Parteigänger der Nationalsozialisten im ‘Kampf gegen den Bolschewismus’ ausweisen. Ist das wirklich auch heute noch zu akzeptieren? Der Vereinigung gehörten, räumt Hausmann ein, “mehr Traditionalisten als Modernisten” an, und keine Juden. “Überzeugte Demokraten waren in ihren Reihen selten” (S. 355). Den-

noch falle das “Gesamturteil” “positiver aus als über die meisten anderen der von Nazis gegründeten Kulturverbände: Die heuchlerischen Absichten Goebbels’ und seiner engsten Mitarbeiter wurden durch das deutsche Leitungsgremium (Carossa, Rothe), das kulturelle Selbstwertgefühl der meisten Mitgliedsländer und die sich schon bald abzeichnende militärische Niederlage ‘Großdeutschlands’ durchkreuzt” (S. 358).

Frank-Rutger Hausmanns “*Dichte, Dichter, tage nicht!*” *Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941–1948* ist in verschiedenen Feldern fruchtbar: als Fallstudie zur auswärtigen Kulturpolitik des ‘Dritten Reiches’, als Beitrag zum Verständnis der nationalsozialistischen Europa-Ideologie, als Nachschlagewerk zur europäischen Literaturgeschichte während des Zweiten Weltkrieges und als Geschichte der Kollaborationen. Das Buch bietet wichtige Anregungen zur Erforschung des Aufenthaltes ausländischer Schriftsteller in Deutschland während des Krieges, für eine Diskussion des Verhaltens der Intellektuellen zum Faschismus und für die Frage nach einer nationalsozialistischen Komparatistik.

Oliver Lubrich

Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar*. Band 3: 1980–2002

Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2004, 779 Seiten

Dietmar Goltschniggs faszinierendes Rezeptionsprojekt zu Georg Büchner liegt nun mit dem vorläufig dritten und letzten Band geschlossen vor. Dieser umfasst die Jahre zwischen 1980 und 2002. In *arcadia* 38/2 (2003) habe ich über die beiden ersten Bände aus 2001 und 2002, die den Zeitraum zwischen 1875 und 1980 umspannen, bereits ausführlich berichtet und das tragfähige Konzept dieses Projektes dargestellt. Dass sich die drei Sammlungen in allen Passagen so spannend lesen und unentwegt in die zentralen Auseinandersetzungen über die moderne Zivilisation (z.B. zum Begriff und Prozess der Geschichte und zur Rolle des Subjekts in dieser, zum Thema Willensfreiheit und/oder Determinismus, Gewalt – Gegengewalt) hineinführen, hat natürlich nicht zuletzt mit dem epochalen Werk Georg Büchners zu tun, das, wie Goltschnigg gleich zu Beginn festhält, “für den modernen poeta doctus [...] offenbar eine besondere Anziehungskraft [besitzt], gilt doch auch er [Büchner] vielen als ‘Inbegriff eines *intelligenten* Schriftstellers, der die Kunst des Zitierens, Collagierens, Montierens von Quellen, weitweit vor der literarischen Moderne, auf ein Thomas-Mann-Niveau hob” (S. 12, Walter Jens zitierend). Gerade diese Einsichten waren für den Philologen Goltschnigg offenbar Faszination und Auftrag zugleich.

Man kann nicht umhin, angesichts von etwa 400 Beispielen “produktiver”, also in einem weiten Sinne literarischer, inhaltlich und ästhetisch sehr heterogener Auseinandersetzungen mit Büchner und seinem Werk, zuerst einmal einige Zahlen zu nennen, um sich die bemerkenswerte Größenordnung dieses Unternehmens bewusst zu machen. Dabei war und ist sich der Herausgeber jederzeit bewusst, dass sein Projekt einen selektiven und exemplarischen Zugang zu den wichtigsten Aspekten des großen Themas leistet. Golt-

schnigg schreibt: “Wie schon mehrfach erwähnt, stellt insbesondere die Untersuchung seiner [Büchners] vielfältigen intermedialen, aber auch seiner weltliterarischen Rezeption weiterhin ein vordringliches Desiderat dar” (S. 161) und: “das reichhaltige intermediale Rezeptionsmaterial allein würde mehrere Bände füllen” (S. 13). Der Herausgeber mag auch recht haben, wenn er selbstkritisch bemerkt, dass “nicht einmal die literarische Wirkungsgeschichte im engeren Sinne [...] hinreichend aufgearbeitet” (S. 161) werden konnte und auch “noch wesentlich präzisere Wirkungsanalysen” (S. 161) einzelner Werke Büchners hätten angestellt werden müssen.

Freilich, die bunte Bandbreite, die gerade in diesem dritten Band der Sammlung anhand der literarisch-essayistischen und theatralen Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Werken und Betätigungsfeldern Büchners fassbar wird, ist nicht nur exemplarisch für die Jahre zwischen 1980 und 2002, sondern wohl auch inhaltlich und ästhetisch repräsentativ, zumindest für den deutschsprachigen Raum: da sind z.B. Beiträge von Jürg Amann, Alexander Lang, Jürgen Manthey, Walter Jens, Arnold Stadler, Erich Fried, Elisabeth Borchers, Gert Hofmann, Martin Walser, Ernst Jandl, Friederike Mayröcker, Ulf Stolterfoht, Ilse Aichinger, Botho Strauß, Thomas Brasch, Peter Hacks, Friedrich Dürrenmatt, Durs Grünbein, Heiner Müller, Franz Xaver Kroetz, Albert Drach oder Tankred Dorst. Den Beiträgen all dieser AutorInnen – und noch vieler anderen – widmet der Herausgeber denn auch differenzierte und in mehrfacher Hinsicht kontextualisierende Beobachtungen und Interpretationen. Dabei stellt er geistige und poetische Verortungen her und spürt meistens auch den textlichen Verankerungen im Werk Büchners und in anderen Überlieferungen detektivisch nach – zeit- und raumübergreifend. Der dritte Band enthält in seinem Anthologieteil nicht weniger als 90 Textbeispiele von fast ebenso vielen AutorInnen; zählt man auch die von Goltschnigg in seinem Analyseteil zur Sprache gebrachten Texte hinzu, kommt man auf 150 Beiträge von 115 VerfasserInnen.

Aber der dritte Band ist nun mit einer seit der späten Entdeckung Büchners offensichtlich neuen und durchaus bedenklichen Situation der Wirkungsgeschichte konfrontiert, denn in den Jahren nach der sogenannten deutschen Wende scheint Georg Büchner im Abseits zu stehen: “Die politisch engagierte, sich permanent auf Büchner berufende 1968er Bewegung ist wohl endgültig Geschichte. Die jüngeren Generationen huldigen anderen Idolen. Bleibt nur die fast schon nostalgische Hoffnung, daß im derzeit *modischen*, ‘postrevolutionären’ neoliberal-kapitalistischen Globalisierungszeitalter der zum Inbegriff der *Moderne* gewordene Dichterrevolutionär nicht selber der von ihm so oft zeitkritisch diagnostizierten und metaphorisch umschriebenen ‘*Vermoderung*’ anheim fallen könnte.” (S. 13)

Nicht weniger als ca. 2000 Druckseiten liegen jetzt in drei umfangreichen Bänden vor. Goltschnigg geht in seinen Kultur- und Textanalytischen Einleitungen vielen Spuren, Verbindungslinien und Analogien nach. Diesmal sind es fast 180 Seiten, oft bis in kleine, aber aufschlussreiche Details führende literarische Textanalysen, penible Beschreibungen oft mühsam erschließbarer intertextueller Bezüge sowie kultur- und literarhistorische Aufrisse der Voraussetzungen für Schwerpunkte und Erscheinungsweisen der Büchner-Rezeptionen. Insgesamt hat Goltschnigg in den drei Bänden nicht weniger als 380 Seiten Text- und Zeitanalysen verfasst, ein beeindruckendes und fast ausschließlich mit Zustimmung zu lesendes philologisches Unternehmen eines Büchner-Spezialisten. Goltschnigg präsentiert und analysiert auch Texte – meistens sind es Gedichte –, die er nicht in seine

umfangreiche Anthologie aufgenommen hat, die ihm aber in seinem Versuch, ein präzises Panorama der so unterschiedlichen Beschäftigungsformen mit Büchner zu skizzieren, als Philologe ertragreich erscheinen.

Bleiben wir noch kurz beim Quantitativen: Es gibt meiner Einschätzung nach keinen politisch-ideologisch, geistig und ästhetisch relevanten Text der Büchnerrezeption seit dem Jahre 1875 und damit keine/n wichtige/n Autor/in, der/die in Goltschniggs wirkungsgeschichtlicher Sammlung, die streng chronologisch geordnet ist, nicht vertreten wäre. Der Bogen reicht von Karl Emil Franzos' Bericht, den dieser anlässlich der Feier zur Enthüllung des Denkmals Georg Büchners auf dem Zürichberg in der *Neuen Freien Presse* (Wien, 4. Juli 1875) geschrieben hat, bis zur letzten, vom Herausgeber offensichtlich nicht sehr geschätzten Anthologieeintragung, zu Ausschnitten aus Wolfgang Hilbigs Büchnerpreisrede von 2002: "[...] fast wie eine anachronistische, provinzielle Marginalität" (S. 73), schreibt Goltschnigg, weil Hilbig den Berliner Mauerbau von 1961 thematisiert – angesichts eines "kriegerischen, permanent von realen und befürchteten Terroranschlägen heimgesuchten weltpolitischen Kontext[es]" (S. 73). Das mögen freilich Menschen, für die der Mauerbau mehr als nur eine Zäsur in ihrem Leben darstellte, anders beurteilen.

Man sieht – und dies zieht sich durch alle Textanalysen Goltschniggs – sein Blick ist ein wohlthuend kritischer, zweifellos kein objektivistischer, einer, der Vergleiche im Kopf hat und dadurch Maßstäbe in der Auseinandersetzung mit Büchner kennt und setzen kann. Es ist zugleich ein Blick, der aus der zeitlichen Distanz ehemalige Kontroversen nun in ihrer emotionalen Bedingtheit deuten kann und den einstmals heftig Angegriffenen historische Gerechtigkeit widerfahren lässt (z.B. Erich Frieds Büchnerpreisrede von 1987 oder Volker Brauns Verstörung angesichts Ulrich Greiners zynisch polemischen Invektiven von 1990 bezüglich der Wende, wobei Braun unterstellt wurde, er wäre einfach im platten Einverständnis mit der DDR gestanden).

Goltschnigg weiß auch deutlich und überzeugend Position zu beziehen, etwa wenn er am Beispiel von Peter Schünemanns Erzählung *Zwieland* (1984) von "penetranthem psychoanalytischen Reduktionismus" (S. 33) spricht, den Büchner-Hass z.B. von Peter Hacks nicht erst in diesem Band als unbegreiflich und schlichtweg skandalös ansieht oder sich am Beispiel von Franz Xaver Kroetz' *Woyzeck*-Inszenierung (1996) als Anhänger jener Kritiker-Fraktion deklariert, die den Theaterabend als eine "zu einem kollektiven Sexualakt" (S. 148) verkommene Inszenierung betrachtet und "es langt" (S. 148) geschrieben hat.

Auch der dritte Band ist mit einem vorzüglichen und umfangreichen Kommentarteil ausgestattet – mit weiterführenden Informationen zu allen nur erdenklichen Aspekten der in vielen Fällen nur die zentralen Passagen wiedergebenden Rezeptionszeugnisse. Es gibt Informationen zu Druckvorlagen, erhellende Zitatnachweise, biographische Kurzinformationen, Begriffs- und Namenerklärungen sowie aufschlussreiche Datierungen. Besonders interessant und den Handbuchcharakter unterstreichend sind die vielfältigsten Querverweise innerhalb des Bandes und auch zu den beiden ersten Bänden. Der Leser ist angeregt nachzublättern, neu und wieder zu lesen, überraschende Färbungen und Bedeutungspotentiale zu entdecken. Ein ganzes Buch würden die drei Kommentarteile Goltschniggs inzwischen bereits ausmachen – insgesamt 377 klein gedruckte Seiten.

Der dritte Band behält im Prinzip die bisherige Gliederung in drei Hauptteile bei: 1. Einleitungen und Analysen des Herausgebers, 2. Anthologieteil, 3. Kommentare zu

den Textteilen. Dazu kommen in einem Anhang: 1. Zeittafel zu Leben und Werk Georg Büchners und zur Büchner-Rezeption bis 2002 sowie zu relevanten geschichtlichen, politischen Daten, 2. Bibliografie der verwendeten und zitierten Literatur, 3. Sach- und Personenregister.

Was aber ist nun neu im Unterschied zu den beiden ersten Bänden – außer dem Gegenständlichen, das ja auf der Hand liegt? Es ist Goltschniggs Versuch, in seinem Analyseteil sowohl einen historisch-chronologischen als auch einen systematischen Teil einzuführen, was so in den ersten beiden Bänden nicht vorkommt.

In den ersten beiden Bänden hatte Goltschnigg seinen Aufriss ausschließlich nach historisch-gesellschaftlichen Phasen sowie nach Bedeutungs-Dominanten oder spezifischen Bereichen der Wirkungsgeschichte organisiert, was dem jetzt so genannten historisch-chronologischen Teil entspricht (Band I, 1875–1945: z.B. Wiederentdeckung seit 1875, Wegbereiter der Moderne im neuen Jahrhundert, Der Dichterrevolutionär als Ahnherr und Zeitgenosse der Republik, Theaterrezeption in der Republik, Exil, Innere Emigration und Gleichschaltung im Dritten Reich; Band II, 1945–1980: z.B. Kalter Krieg, Die Mauer, Zweite Restauration).

Den dritten Band beginnt Goltschnigg mit einigen kurz gehaltenen Skizzen sozusagen zum spezifischen historischen Antlitz des Untersuchungszeitraums seit 1980, zu den bestimmenden geistigen Voraussetzungen der Büchner-Rezeption – unter dem grimmigen Titel “Der ‘grimmige Materialismus’ der Geschichte” (S. 11–18), in dem er das Büchner-Wort aus 1836: “Unsere Welt ist rein *materiell*” mit jenem von Volker Braun von den “kalten Schüsseln des Kapitalismus” aus 2000 analogisiert. Dann folgen einige kurze Hinweise sowohl auf herausragende editorische, biographische, rezeptionshistorische Forschungsleistungen und kulturpolitische Ereignisse der Zeit (z.B. Gründung der Büchner-Gesellschaft und der Büchner-Forschungsstelle 1979, *Büchner-Jahrbuch* seit 1981; Thomas Michael Mayers Chronik zu Leben und Werk Georg Büchners als Sonderband der Reihe *text + kritik* 1982; Jan-Christoph Hauschilds diverse Büchner-Arbeiten; Sanierung von Büchners Geburtshaus in Goddelau). Aber man liest auch über witzige, verschoben anmutende “philologische Polemiken”, namentlich zwischen Reinhold Grimm und Heinz Wetzell (1982–1984), ja sogar von “philatelistisch-postalischen Ärgernissen” rund um eine von der deutschen Post mit lachhaften Gründen abgelehnte Büchner-Sonderpostmarke bis hin zur Erinnerung an etliche Skandale (z.B. Erich Frieds Büchnerpreisrede 1987, Alfred Hrdlickas Darmstädter Bilderzyklus 1988, Franz Xaver Kroetz’ *Woyzeck*-Inszenierung 1996).

Im Hauptteil seiner Arbeit versucht Goltschnigg nun, zwei neue Wege zu gehen und bekommt damit das gesamte Material noch vernetzter in seinen analytischen Griff. Die Büchner-Rezeption zwischen 1980 und 2002 – mit dem zumindest quantitativ bisher absoluten Höhepunkt der Wirkungsgeschichte im Büchner-Jahr 1987 (vgl. die Darmstädter Ausstellung *Georg Büchner 1813–1837. Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler*, S. 45) wird in drei historische Phasen unterteilt, die auch für die Lektüre und Wahrnehmung des zur Debatte stehenden Schriftstellers, Politikers und Wissenschaftlers Georg Büchner spezifische Auswirkungen hatten. Diesen einzelnen Phasen schickt Goltschnigg jeweils kenntnisreich geschriebene Einführungen zur gesellschaftlich-politischen Lage voraus, die alle wichtigen zeitgeschichtlichen Fakten benennen. Dann, wie schon in den ersten beiden Bänden, versucht er jeweils, die prägende Bedeutungs-Punze, die eine geschichtliche Phase dem Büchner-Bild aufzwang bzw. wie dieses jeweils in die Zeit zurückwirkte und über die Epochen Grenzen hinaus ausstrahlte, darzustellen.

Goltschnigg nennt als erste Phase die der "Posthistoire" und das "Ende der Utopien" (1980–1985), in der er insbesondere auf grotesk-absurde Kriegs- und Friedensutopien mit Büchner-Bezug (z.B. Friedrich Dürrenmatts Tragikomödie *Achterloo*, zwar erst 1988, aber mit deutlichem Bezug zum revolutionären bzw. autokratischen Polen des Jahres 1980/81) und auf die Büchner-Bezüge der sogenannten autonomen und alternativen Schweizer Jugendbewegung (z.B. Reto Hännys Tirade gegen die Staatsgewalt *Freiheit für Grönland – schmelzt das Packeis*, 1980) hinweist. Diese beiden Bedeutungskomplexe prägen nach Goltschnigg diese historische Phase der frühen 80er Jahre.

Die Folgezeit sieht Goltschnigg "Im Zeichen von 'Glasnost', 'Perestroika' und der 'Wende' (1986–1990)". In diesem Kapitel sind es, so will mir scheinen, zwei zentrale Besonderheiten, die er ins Visier nimmt – die sich vielfältig übersprudelnden Aktivitäten, Ausstellungen, Diskussionen, ja sogar die Produktion einer Radio-Oper von Friedrich Schenker, rund um die 150. Wiederkehr des Todestages Büchners und schließlich die Stiftung des Alternativen Büchnerpreises im Jahre 1989, ausgerufen von Walter Steinmetz, und die erstmalige Verleihung dieses Preises, und zwar an Walter Jens im selben Jahr – Aufregungen, Scharmützel, Wichtigmachereien, Skandale.

Die dritte Phase sieht Goltschnigg im Zeichen der Folgen der "deutschen Wende" und findet für den Spannungsreichtum dieser Jahre die ebenso bekannten wie bedrängenden Zitate: "Die blühenden Landschaften im Osten" oder "Deutschland, ein Lügenmärchen?" (1991–2002). Die Auseinandersetzung mit Büchner dünnt sich – zumindest quantitativ – zunehmend aus, nicht ohne unmittelbar nach der Wende in der Auseinandersetzung z.B. zwischen dem aus der DDR ausgebürgerten Wolf Biermann ("staatlicher" Büchnerpreisträger 1991) und dem Theatermann Heiner Müller (Büchnerpreisträger 1985) über Fragen der Moral, Verantwortung und der Ästhetik einen Höhepunkt zu bekommen. Büchner musste dabei als Gewährsmann herhalten. Goltschnigg bringt die Auseinandersetzung auf den Punkt und zitiert aus einem *Spiegel*-Artikel Biermanns des Jahres 1993: "Heiner Müllers 'peinliche' Rechtfertigung, dass für ihn 'ethische Normen nicht gelten' würden und dass für ihn, den großen Dramatiker, 'das DDR-Elend inklusive Spitzelapparat, Mauer und Zensur' nichts anderes 'als ein wunderbares ästhetisches Material gewesen' sei, hat Biermann unmissverständlich zurückgewiesen und ihr die Auffassung Büchners entgegengehalten, dass die ethischen Kategorien – unbeschadet der Amoralität der Geschichte – ihre Gültigkeit für den einzelnen Menschen unvermindert beibehalten" (S. 62).

Auf welchem widersprüchlichem geistigen Terrain sich der Herausgeber bei seiner philologischen Kärner-Arbeit bewegte, macht etwa der Hinweis deutlich, wonach Biermann in seinem Artikel 1993 – mit Georg Büchner im Gepäck – gegen den angeblich amoralischen DDR-Ästhetiker Heiner Müller Ethik und Moral (S. 62 bzw. 522) einmahnt. Zwei Jahre zuvor hatte Biermann jedoch in *Die Zeit* angesichts des bevorstehenden Golf-Krieges "das große Kotzen" bekommen hatte, und zwar "von [sic] denjenigen, die mit Betroffenheit für den Erhalt des Friedens demonstrierten" (S. 170). Wem gehört Büchner, mag Goltschnigg andeuten wollen, und wie viel Wert hat das moralisierende Wort? Als Besonderheit während dieser letzten Phase vermerkt er auch das "schnelle Ende des 'Alternativen Büchnerpreises'", der nur zwischen 1989 und 1993 vergeben wurde. Nach Walter Jens ging der Preis 1990 noch an Dieter Hildebrandt, 1991 an Gerhard Zwerenz, 1992 an Robert Jungk und 1993 zuletzt an Karlheinz Deschner, wobei es symptomatisch, also dem Trend der Zeit entsprechend erscheint, dass Jungk und Deschner in ihren Dankes-

reden keinen Bezug mehr zu Büchner hergestellt haben. Übrigens: Ihre Namen fehlen wohl versehentlich in der Zeittafel (S. 729–740).

So aufschlussreich und erhellend alle weiteren Analysen von zusätzlichen Rezeptionszeugnissen aus den drei historischen Phasen für sich auch sind (etwa die qualitätsvolle Besprechung von Gesamtporträts, Lebensepisoden, Essays, Reden, Diskussionsbeiträgen, Gedichten und Szenarien): für mich ist nicht schlüssig, warum sie gerade an den besagten Stellen vorkommen müssen, außer dass sie eben in einer der drei historischen Phasen 1980–1985, 1986–1990 und 1991–2002 produziert oder publiziert wurden. Manches ist nicht nur für den Leser / die Leserin nicht leicht nachzuvollziehen. Es war wohl auch für den Herausgeber sehr schwierig zu bewerkstelligen, die historisch geprägten Charakteristika der Beiträge so zu fassen, dass deutlicher hätte werden können, inwiefern die Textzeugnisse Anteil an der jeweiligen Zeitepoche hatten und haben. Zu heterogen sind sie, inhaltlich und poetisch. Es wäre vielleicht klarer gewesen, sie jeweils etwa nach Gattungen, Formen, Motiven oder überraschenden, z.B. intertextuell innovativen Zugängen in einem eigenen oder mehreren Kapiteln zu bündeln, um so ihre spezifischen Bedeutungsleistungen auf einen Blick zusammenzufassen – ein Konzeptproblem also, das sich aber wahrscheinlich aus den zu bewältigenden Textmassen herleiten lässt. Dabei sind die allermeisten besprochenen Texte und Diskussionsbeiträge der näheren Betrachtung und Vernetzung im Rahmen der Büchner-Rezeption wert, etwa jene von Kurt Klinger, Ernst Jünger, Peter Rühmkorf, Karl Krolow, Rolf Hochhuth.

Neu ist jedenfalls der systematische Teil. Geordnet nach den Werken und Tätigkeitsbereichen Büchners werden eine große Anzahl von Rezeptionszeugnissen des Zeitraums 1980–2002 analysiert, die sich explizit oder hauptsächlich auf den *Hessischen Landboten*, die Gesellschaft der Menschenrechte, auf *Dantons Tod*, *Lenz*, *Leonce und Lena*, auf medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften Büchners, auf den *Woyzeck* und sogar das bis heute unauffindbare Theaterstück *Pietro Aretino* beziehen.

Goltschniggs z.T. akribisches Analysieren hat dabei seine besonderen Glanzlichter bei der Aufdeckung von intertextuellen Bezügen, des oft Montagehaften und der oft kryptischen Anspielungen der Texte. Das aber gerät nie zum Selbstzweck, sondern zielt darauf ab, die jeweiligen Poetologien der Beiträge besser zu verstehen (z.B. Bezüge zu historischen Gerichtsakten und Briefen, zu Trakl, Kafka, Heym, Francis Bacon, dem Philosophen wie dem gleichnamigen Maler, zu Tieck usw.). Büchner selbst darf vom Herausgeber als Gewährsmann solchen Vorgehens herangezogen werden. Keine Büchnerpreisrede, die Goltschnigg nicht unter die Lupe nehmen würde, die er nicht im Strom des Redens über Büchner verorten könnte – immer wieder tauchen auch Verbindungslinien zu Band I und II auf.

Goltschnigg hat natürlich auch seine Favoriten – es sind die Äußerungen der avancierten Intellektuellen unter den Schriftstellern: Jürg Amann, Walter Jens, Arnold Stadler, Gert Hofmann, Martin Walser, Friederike Mayröcker, Botho Strauß, Friedrich Dürrenmatt, Heiner Müller oder Durs Grünbein. Auch sein besonderes Interesse an den vielen Gedichten mit Büchner-Bezug wird sehr deutlich.

Meistens stellt Goltschnigg in diesem systematischen Teil zuerst sehr kompakte Aufrisse der bisherigen Wirkungsgeschichte des Werkes voran, so dass der Leser / die Leserin sodann das wirklich oder nur scheinbar Neue des analysierten Zeugnisses erkennen kann. Ein Feuerwerk an Querverweisen, das Goltschnigg zündet. An wenigen Stellen aber stutzt der Leser auch, weil er meint, dass jetzt interpretativ über das Ziel geschossen wird

und liest den literarischen Referenztext noch einmal nach, z. B. Christian Schacherreiters parodistische Szene *Woyzeck und der gute Erich* (1989). “Das Dramolett lässt sich gattungspoetologisch als Parodie auf Frieds Lyrik und als Satire auf das systemkritische politische Engagement der radikalen Linken lesen, als deren Prototyp der streitbare Dichter figuriert”, so heißt es präziserweise und auch trefflich, dass Fried durch seine Präsenz in der grotesken Rolle des dummlichen, moralistischen und selbstgerechten Hauptmanns jegliche Legitimität verliere, “wie umgekehrt alle von ihm [Fried] kritisierten politischen Institutionen und Persönlichkeiten eine Aufwertung zu erfahren scheinen: der umstrittene österreichische Bundespräsident Kurt Waldheim ebenso wie die britische Premierministerin Margaret Thatcher, die palästinenserfeindliche Regierung Israels und die bundesdeutsche CDU” (S. 145). Warum nun aber durch diese Poetik die “konservative Tendenz der Satire [...] evident” sei, kann ich nicht nachvollziehen. Schacherreiter als einer, der dadurch, dass er einige schlechte Fried-Gedichte und einige Züge Frieds parodiert, dazu beitrage, Waldheim, Thatcher, antijüdisch-antisemitischen Anti-Israelismus oder die CDU zu fördern?

Der systematische Teil, den Goltschnigg leider erst im dritten Band einführt, wäre wohl auch schon in den Bänden I und II von Vorteil gewesen. Jetzt – im Nachhinein – muss man es bedauern, dass es ihn nicht auch schon dort gibt. Denn nun könnte der Leser / die Leserin einen kompakten Aufriss der Rezeptionsgeschichten der einzelnen Werke Büchners nachlesen, ohne in den ersten beiden Bänden jeweils mühsam nach den entsprechenden Stellen suchen zu müssen. Aber so große Projekte haben selbstverständlich ihre Geschichte und ihre Entwicklungen. Es bleibt der Respekt vor dieser die Buchner-Forschung bereichernden Leistung.

Karl Müller

Claudia Gronemann: *Postmoderne / Postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebini-schen Literatur*

Hildesheim u. a.: Georg Olms, 2002, 221 Seiten

Claudia Gronemann macht sich in ihrer Studie die Problematik zeitgenössischer autobiographischer Praxis in der französischen und maghrebini-schen Literatur zum Gegenstand. Zahlreiche Texte haben sich von einem traditionellen autobiographischen Schreiben im Sinne eines retrospektiven Erzählens des eigenen Lebens deutlich entfernt – und dies nicht nur in Frankreich. Gronemann geht davon aus, dass der auf diesem Feld zu beobachtende Wandel nicht nur “ein reines Spiel mit dem Genre, sondern das Ergebnis eines übergreifenden epistemologischen Wandlungsprozesses darstellt”, weshalb “sich die Problematisierung von Subjektivität auch in nichteuropäischen Literaturen niederschlagen müsste” (S. 19). Bevor sie sich mit vier AutorInnen im Einzelnen auseinandersetzt – es sind dies Serge Doubrovsky, Alain Robbe-Grillet, Assia Djebar und Abdelwahab Meddeb – legt sie im Abschnitt “Die Autobiographie: Vom literarischen Genre zum Metadiskurs” die poststrukturalen Konzepte offen, die ihre Textlektüren bestimmen. Die Unmöglichkeit einer Repräsentation des Ich wird mit Derrida abgesichert, die Dezentrie-

zung des Ich, das selbst zum “Effekt der Signifikanten” wird, mit Lacan. De Man’s dekonstruktivistischer Ansatz, demzufolge die Autobiographie nur mehr eine rhetorische Verstehensfigur sei – “a figure of reading or of understanding that occurs, to some degree in all texts”¹ kann von Gronemann zwar inhaltlich nachvollzogen und an Lacan und Derrida angeschlossen werden, wird jedoch von ihr zurecht problematisiert, zumal er “die Gefahr einer Nivellierung gradualer oder formaler Unterschiede zwischen fiktionalen und autobiographischen Darstellungen” birgt (S. 36). Aus der Sicht Gronemanns – und da kann man ihr nur beipflichten – wäre es falsch, aus der Tatsache, dass Autoren wie Doubrowsky oder Robbe-Grillet ihre Texte mit den Untertiteln “Roman” und “Romanesques” versehen, den Schluss zu ziehen, dass diese epistemologisch mit gewöhnlichen Romanen gleichzusetzen wären.

Gut nachvollziehbar ist Gronemanns Kritik an Lejeunes Definition der Autobiographie als “récit rétrospectif en prose qu’une personne réelle fait de sa propre existence, lorsqu’elle met l’accent sur sa vie individuelle, en particulier sur l’histoire de sa personnalité”²; diese ist in der Tat zu eng gefasst, um moderne und postmoderne Ausprägungen autobiographischer Kommunikation zu integrieren. Darüber hinaus halte ich den juristischen Begriff *pacte* in Bezug auf literarisches autobiographisches Schreiben für unangemessen, da Leser wohl nicht legitim fordern könnten, was Gottfried Gabriel als die Konsequenz behauptender Rede definiert: Nämlich, dass “der Sprecher der Behauptung auf Verlangen des Hörers seiner Pflicht nachzukommen habe, die Behauptung zu verteidigen und die aus seiner Behauptung folgenden Behauptungen zu übernehmen”.³ Dass Gabriels sprachphilosophische Reflexionen zum Thema Fiktionalität von Texten von Gronemann nicht einbezogen wurden – wie das allerdings in zahlreichen Arbeiten zu autobiographischen Texten der Fall ist –, ist schade, da diese meiner Ansicht nach einige Klarheit in die Autobiographie-Diskussion bringen könnten – beispielsweise durch eine präzisere Abgrenzung des Begriffs der Referenzialität.⁴

Ein ausgesprochen erfreulicher Aspekt der Studie Claudia Gronemanns ist, dass sie sich bewusst von einer “mit Endprädikatoren und Überwindungs- bzw. Verfallsvorstellungen operierende[n] Forschung” (S. 41) absetzt, wie sie sich im Zuge der poststrukturalen literaturwissenschaftlichen Diskussion entwickelt hatte. Sie entgeht damit der Gefahr, es bei der Dekonstruktion der traditionellen Gattung der Autobiographie zu belassen und die veränderten Möglichkeiten autobiographischen Schreibens nicht in den Blick zu bekommen. Alle von Gronemann gewählten Texte stehen “im Zeichen des [...] epistemologischen Wandels vom Paradigma des Bewusstseins zu dem von Sprache und Zeichen, in des-

¹ Paul de Man, *Autobiography as De-Facement*, in: *Modern Language Notes* 94, 1979, S. 919–930, Zitat S. 921, zit. Gronemann, S. 36.

² Philippe Lejeune, *Le Pacte autobiographique*, Paris, Seuil, 1996, S. 40, zit. Gronemann, S. 26.

³ Gottfried Gabriel, *Fiktion, Wahrheit und Erkenntnis in literarischen Texten*, in: *Der Deutschunterricht* 27, 1975, 3, S. 5–17, sowie: ders., *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart-Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog, 1979.

⁴ In den gattungstheoretischen Vorüberlegungen zur Autobiographie, die der Analyse von Romain Garys fiktiver Autobiographie *Pseudo* zugrunde liegen, habe ich versucht, Gabriels Konzept für den Umgang mit unkonventionellen autobiographischen Texten fruchtbar zu machen. Vgl. Astrid Poier-Bernhard, *Romain Gary – Das brennende Ich. Literaturtheoretische Implikationen eines Pseudonymenspiels*, Tübingen: Niemeyer, 1996, S. 6–34.

sen Verlauf nicht nur das sprachliche Repräsentationsmodell das Fundament der Reflexion abgelöst, sondern die Beziehung zwischen Sprache und ihrer Referenz umformuliert wird als erfahrungskonstitutives und nicht mehr repräsentatives Verhältnis”.⁵

Das erste textbezogene Kapitel beschäftigt sich mit der “Autofiction” Serge Doubrowskys, der durch diese Begriffsschöpfung nicht nur eine theoretische Diskussion in Gang gebracht, sondern auch eine Reihe weiterer AutorInnen zu einer zumindest oberflächlich betrachtet ähnlichen Praxis angestiftet hat. Wenn man mit Gronemann davon absieht, autofiktionale Texte etwa mit Lecarme als “genre impur” zu klassifizieren, stellt sich doch die Frage, ob die Merkmale, die Gronemann als Basis des Konzepts *Autofiction* herausarbeitet, diese begriffliche Innovation erforderlich machen – dass sie auf der Ebene der Textproduktion nicht als Innovation Doubrowskys gelten können, hat Doubrowsky selbst unterstrichen. Die Dominanz der Schreibgegenwart, die wiederholte Thematisierung des Vertextungsprozesses, die Dekonstruktion des Authentizitätsanspruches, die Tatsache, dass der Autor “die Bedeutung nicht aus den Ereignissen seines Lebens oder von seiner Persönlichkeit abzuleiten” vermag, sondern “aus der Spezifik seiner écriture” entfaltet (S. 75), sind insgesamt Merkmale zahlreicher autobiographischer Texte des 20. Jahrhunderts, die sich die Problematik autobiographischen Schreibens bewusst machen und dieser Reflexion im Text Raum geben.

Der zweite Autor, mit dem sich Gronemann in ihrer Studie auseinandersetzt, ist Robbe-Grillet. In dessen Trilogie *Romanesques* sieht Gronemann (im Anschluss an Blüher, Grüter u.a.⁶), keine Kehrtwendung zur traditionellen Autobiographie; indem der *nouveau romancier* seinen eigenen Prinzipien treu bleibt – insbesondere der Absage an ein realistisch-mimetisches Schreiben –, kreiert er eine als “nouvelle autobiographie” bezeichnete Form des autobiographischen Schreibens, in der sich verschiedene Diskurstypen mischen. Dass Robbe-Grillet gleichzeitig auf der autobiographischen Dimension aller seiner Texte, auch der frühen Romane, insistiert, und die traditionelle Autobiographie zurückweist – “j’affirme récuser l’entreprise autobiographique”⁷ – ist nur ein scheinbarer Widerspruch, der allerdings als intendiertes Spiel mit den Leserwartungen zu verstehen ist. Gronemann zufolge ist Robbe-Grillet Text “insofern autobiographisch, als er die Frage nach der Existenzweise von Sinn in eine Auseinandersetzung des Autors mit dem Sinn seines Lebens überführt” (S. 112). Besonderes Interesse verdient Gronemanns Betonung eines anderen Widerspruchs: Dem theoretischen Bekenntnis zur Autonomie der Sprache steht Robbe-Grilletts Anspruch entgegen, die “Kontrolle über den Akt der Dekonstruktion” (S. 115) behalten zu wollen; wenn Robbe-Grillet von Missverständnissen der Lektüre seiner Texte spricht, impliziert das eine klare Autorintention seinerseits.

Den beiden folgenden Textanalysen aus dem Bereich der maghrebinischen Literatur ist ein eigenes Kapitel vorangestellt, in dem Gronemann in die Voraussetzungen maghre-

⁵ Manfred Frank, *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984, S. 279f, zit. Gronemann, S. 41.

⁶ Vgl. Karl-Alfred Blüher (Hrsg.): *Robbe-Grillet zwischen Moderne und Postmoderne. ‘Nouveau Roman’, ‘Nouveau Cinéma’ und ‘Nouvelle Autobiographie’*, Tübingen: Narr, 1992; dazu meine Rezension in *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 231, 1994, S. 232–233; ferner Doris Grüter, *Autobiographie und Nouveau Roman. Ein Beitrag zur literarischen Diskussion der Postmoderne*, Münster: LIT, 1994.

⁷ Alain Robbe-Grillet, *Le Miroir qui revient*, Paris: Minuit, 1984, S. 58; zit. Gronemann, S. 106.

binischer Kultur und Literatur einführt und auf den Zusammenhang von Identitäts- und Subjektkonstitution aufmerksam macht, der aus der Verwendung einer “fremden” Sprache resultiert. Dass sich in diesem Raum keine literarische Form entwickelt hatte, die der europäischen Ausprägung der Autobiographie vergleichbar wäre, ist dem Islam zuzuschreiben, der einen individualisierten, von der religiösen Gemeinschaft losgelösten Identitätentwurf als “Übertretung des Islam” (S. 136) versteht. Die Wahl des Französischen als Medium literarischer Produktion erklärt sich aus der damit verbundenen Möglichkeit, sich aus dem religiösen Kontext zu lösen bzw. – und das gilt namentlich für die Frauen – sich überhaupt schreibend zu artikulieren.

Wie problematisch diese Wahl allerdings in Bezug auf die eigene kulturelle Identität ist, zeigt sich in der Entwicklung des literarischen und filmischen Schaffens von Assja Djebar, deren zehnjährige Schreibpause von etwa 1970 bis 1980 auf einen Sprach- und Identitätskonflikt zurückzuführen ist, den sie erst durch ihr filmisches Schaffen überwinden konnte. Gronemann untersucht vor allem *L'amour, la fantasia*, Djebars erstes explizit autobiographisches Buch. Was bei Djebar beobachtet werden kann, gilt für die postkoloniale Autobiographie im Allgemeinen: Die Stimme des Französischen wird als nur geliebene erlebt, die “den muttersprachlichen Identifikationsmodus überlagert” (S. 152). Notwendig thematisiert wird die “unmögliche Repräsentation von Subjektivität, welche sich erst über den Umweg einer anderen Sprache, d. h. im Verlauf der geschriebenen Auseinandersetzung mit dieser Sprache zu konstituieren vermag” (S. 151). In durchwegs genauen und ansprechend vermittelten Textanalysen arbeitet Gronemann eine Reihe weiterer Aspekte der autobiographischen Dimension ihrer Texte heraus, wie sie beispielsweise in Djebars *réécriture* von Geschichte oder in den Darstellungen des weiblichen Körpers zum Ausdruck kommen.

Im Gegensatz zur algerischen Autorin Assja Djebar ist für den Tunesier Abdelwahab Meddeb die Zweitsprache Französisch durchwegs positiv konnotiert. In *Talismano* bricht Meddeb radikal “mit der Vorstellung der Identität von Bedeutungen und inszeniert Sprache als eine unendlich fortsetzbare Transformation, als infiniten Verweisungszusammenhang” (S. 178). Erzählinstanz ist ein Ich, dessen Bewusstsein zum Projektionsraum für einen transkulturellen und transtextuellen *parcours* wird, indem es urbane Landschaften durchstreift und damit die verschiedensten Felder kultureller und wissenschaftlicher Betätigung assoziiert, biblische und mythische Stoffe, okzidentale und orientalische Vorstellungen verbindet. Referenz des Textes sind also Diskurse, nicht “Wirklichkeit”. Auch indem Meddeb das Schreiben als sinnlich-ekstatischen Prozess anlegt, wird “der Bezug des Gesagten auf eine außertextuelle Welt” verwischt (S. 184).

Wie in den europäischen postmodernen autobiographischen Projekten wird in postkolonialen Texten das Ich als Produkt von Diskursen konzipiert und nicht als Vermittlung einer als zeitlich vorausgehenden bzw. als gegeben angenommenen Welt. Dass Lejeunes Definition der autobiographischen Erzählung zur Erfassung solcher Texte kein adäquates Modell mehr darstellt, wird noch einmal deutlich. Da dieses “Ergebnis” in der gegenwärtigen Forschung zur Autobiographie keine Überraschung darstellt, liegt das Verdienst der Arbeit daher weniger in diesem Nachweis als in der genauen Auseinandersetzung mit den einzelnen Texten, in welcher poststrukturale Konzepte fruchtbar gemacht werden.

Astrid Poier-Bernhard

Tilman Fischer: *Reiseziel England*
Ein Beitrag zur Poetik der Reisebeschreibung und zur Topik der Moderne (1830–1870)
 Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2004, 757 Seiten

Tilman Fischers Studie entstand als Dissertation im Rahmen des Graduiertenkollegs "Reiseliteratur und Kulturanthropologie" an der Universität Paderborn und untersucht deutschsprachige Reiseliteratur über England in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei geht es Fischer besonders um den 'Blick in die Zukunft' einer industrialisierten Moderne, den die deutschen Reisenden in England werfen zu können glaubten sowie um die Frage, auf welche Weise diese Erfahrung anhand verschiedener Topoi für das Publikum be- und geschrieben wurde. Diese im Vorwort angekündigte Zielsetzung der Arbeit führt aber etwas in die Irre, denn mit dem gewählten gattungshistorischen Ansatz setzt sich die Studie gleich zwei ambitionierte Ziele: Zunächst möchte sie auf der Grundlage eines (erweiterten) Quellenkorpus eine gattungsspezifische Poetik des Aufschreibemodells "Reisebericht" rekonstruieren, um erst in einem zweiten Schritt die Beschreibungen der Modernisierungsprozesse auf die verwendeten Topoi zu analysieren. Dabei geht die Leistung der Arbeit weit über den im Titel angekündigten bloßen "Beitrag" zur Gattungspoetik hinaus, da ihr eine umfassende und fundierte Beschreibung der Gattung der deutschsprachigen belletristischen Reisebeschreibung gelingt.

Der Vorteil des von Fischer gewählten gattungsgeschichtlichen Ansatzes besteht dabei darin, deskriptiv und nicht normativ zu sein. Fischers klar literarhistorischer Zugang grenzt sich dabei gegenüber rein kulturwissenschaftlichen Ansätzen ab (auch wenn sich die Arbeit durchaus als von deren Fragestellungen affiziert zeigt). Um die Textsorte des belletristischen Reiseberichts als historische Entität zu rekonstruieren stützt er sich auf ein beeindruckendes Korpus von rund 240 Texten, von denen er dann 157 englandsspezifische Texte nach Zielgruppen hierarchisiert und typologisiert. Somit werden vor allem auch nicht-kanonische Autoren und Reisetexte berücksichtigt; ein nicht kleiner Verdienst dieser Studie ist es, deren genauere Erforschung als Desiderat aufzuzeigen. Im weiteren wird der Befund von der Ausdifferenzierung des Reiseberichts in Reisefeuilleton und Fachinformation zudem durch eine historische Gattungspoetik fundiert. Diese wird über normative Äußerungen zum Genre (überwiegend aus der Literaturkritik) gewonnen und leistet somit die historische Rückbindung der induktiv aus dem Quellenmaterial gewonnenen Befunde. Sie löst auch das Problem der schlüssigen Abgrenzung zu anderen Gattungen. So wird der belletristische Reisebericht nicht nur von Reisehandbüchern und Berichten für ein Fachpublikum (z.B. Ärzte und Agrarökonomien) unterschieden, sondern auch von fiktionalen Reisetexten weitgehend abgegrenzt. Über dieses Vorgehen kann die Studie aufzeigen, dass die Textsorte Reisebeschreibung im Untersuchungszeitraum relativ stabile formale Merkmale aufweist. Diese bestehen wesentlich in der Strukturierung des Texts anhand des Reisewegs und in der Möglichkeit, sich mit dem subjektiv wertenden Ich-Erzähler des Berichts zu identifizieren. Beides bedingt eine spezifische Lektürehaltung, das "Für-wahr-halten" der erzählend geschilderten Erlebnisse (S. 123).

Indem dieser gattungshistorische Ansatz zusätzlich literatursoziologisch rückgebunden wird, kommt die Arbeit zu weiteren interessanten Thesen. Fischer legt dar, dass die 'Trägerschicht' der Reiseliteratur das Bildungsbürgertum war und setzt sich damit von verallgemeinernden Aussagen der Imagologie und Stereotypenforschung ab, die auf

Grundlage von Reisetexten ‘das Englandbild’ der Deutschen zu rekonstruieren versuchen (S. 361 f.). Die bürgerlichen Verfasser aber bewegen sich auch im Ausland unter ihresgleichen und verlassen damit (von Ausnahmen abgesehen) ihre soziale Sphäre oder “Klasse” bei Englandreisen nicht. Für die Reisetexte bedeutet dies, dass es bei den Darstellungen Englands eben nicht darum geht, eine empfundene kulturelle Fremdheit eines englischen ‘Anderen’ zu evozieren, als vielmehr darum, das England der *middle classes* als “vertraute Fremdheit”, als Variation des kontinentaleuropäischen Eigenen darzustellen (369 ff.). Die Begegnung mit kulturellen Anderen wird – so Fischer – im Untersuchungszeitraum weitgehend in Berichten aus außereuropäischen Ländern geschildert.

Fischers gattungspoetischer Ansatz leistet durch die breite Quellenbasis sicherlich bereits einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Reiseliteraturforschung als Gattung. Durch die Erweiterung der Fragestellung auf die Topik gelingt der Arbeit zusätzlich eine “dichte Beschreibung”¹ von Textualisierungsstrategien und topischen Versatzstücken, aus denen die Autoren bei der Gestaltung ihrer Texte schöpfen konnten. Diese Topoi werden von Fischer als Bestandteil eines – durch die Gattungskonventionen bereitgestellten – “Rezeptwissens” verstanden, die die vorgefundene englische Wirklichkeit darzustellen halfen. Von den Reiseautoren vorgefundenes Neues musste mit den “Elementen der vertrauten Welt” interpretiert werden, also “über Vergleiche, durch den Rückgriff auf verbreitete Symbolisierungen, Gemeinplätze, bekannte Topoi und vertraute Metaphoriken” (S. 372). Die Reichweite einer solchen Topik belegt Fischer glänzend anhand von Parallelen in der Beschreibungsstruktur und Metaphorik in Beschreibungen von Läden der Londoner City. Er legt überzeugend dar, dass diese Parallelen – die sich über einen Zeitraum von über einhundert Jahren verfolgen lassen – nicht hinreichend über die Einflussforschung erklärt werden können, da sich kein Hinweis auf einen etwaigen (öffentlich zirkulierenden) Urtext finden lässt. Statt dessen bietet Fischer die Erklärung über Topoi als “kulturell automatisiert[e]” Bildlichkeit (S. 377) an, d.h. über konventionelle Diskursivierungsstandards und Wissensmuster auf der Grundlage des von Bornscheuer entwickelten vierdimensionalen Toposmodells.²

An diesem Modell interessiert den Autor neben der von Bornscheuer postulierten spezifischen Sprachform der Topoi (“Symbolizität”) und der durch sie ausgedrückten gesellschaftlich bedingten Mentalität (“Habitualität”) besonders die “Potentialität” der Topoi. Potentialität ist gegeben durch die polyvalente Interpretierbarkeit eines Topos, also seine mögliche Umwertung im Rahmen eines “schöpferische[n] Alternativdenken[s]”.³ Dieser Aspekt der englandspezifischen Topoi wird insbesondere im letzten Teil der Studie anhand ihrer Variationsbreite in den Quellentexten herausgearbeitet. Dahinter steht der vorsichtige Versuch, sich letztlich auch an die “Intentionalität” (d.h. die “motivierende Interessen- und Sinnorientierung”, Bornscheuer) der Schreiber anzunähern, z.B. über den Kontext ihrer politischen Einstellung, wobei Fischer zugibt, dass dies nur punktuell und skizzenhaft möglich sei (S. 383).

¹ Vgl. Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1983.

² Lothar Bornscheuer, *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976.

³ Fischer S. 381 f.; die Begriffe werden bei Bornscheuer, *Topik* (wie Anm. 2), S. 208 erläutert.

Die erste Leistung der Studie ist es, die Gattungspoetik des Reiseberichts zu rekonstruieren. Dagegen fällt die zweifelsohne ebenfalls hochinteressante Untersuchung von Darstellungs-Bausteinen anhand einer "Topik der Moderne" ab. Das liegt nicht am Material selbst, auch nicht daran, dass Fischers Thesen nicht zutreffend wären, sondern daran, dass das Buch in seiner Zielsetzung überfrachtet ist – es ist schlicht zu lang und besteht eigentlich aus zwei Büchern. Im zweiten Teil wird, ähnlich sorgfältig und ausführlich wie im ersten Teil, auf die Untersuchung der Topik der Moderne hingeleitet. Dies führt dazu, dass die Studie insgesamt zu ausführlich und zu langatmig gerät. Fischer belegt hier seine Annahme von der Variationsbreite oder "Potentialität" der verwendeten Topoi. Dieser Teil ist nicht ohne scharfsichtige Beobachtungen und interessante Thesen. Leider gehen diese oft in der Fülle des präsentierten Materials unter, wie der Vorschlag, das Erschließen von Symbolisierungen, mit deren Hilfe neue Erfahrungen (wie die von Maschinen oder Eisenbahnen) zu Topoi diskursiviert werden konnten als Prozess einer "sozio-kulturellen *inventio*" zu verstehen (S. 439). Immerhin bietet gerade dieser Teil sicherlich viele Anknüpfungspunkte, die Darstellungsmuster im von Fischer erschlossenen Korpus von Reisebeschreibungen einmal aus kulturwissenschaftlicher Perspektive in den Blick zu nehmen. Als Beispiele wären hier die topischen Elemente in den Darstellungen der Industriestädte, der Arbeiter oder der Armut in England zu nennen, die auch Fischer gelegentlich ideologiekritisch angeht (z.B. mit Herbert Marcuse auf S. 536). Auch könnte der Blick über die deutsche Literatur hinaus komparatistisch in andere Nationalliteraturen erweitert werden. Fischer selbst deutet gelegentlich an, dass die Reiseschilderungen sich z. T. an Darstellungskonventionen wie der des Malerischen oder der Schauerliteratur orientieren, die europaweit zirkulierten.

Die in einem klaren und lesbaren Stil verfasste Arbeit krankt letztlich an ihrer mehrfachen Zielsetzung – die Gattung des Reiseberichts zu bestimmen, induktiv eine historisch Gattungspoetik zu rekonstruieren sowie eine "Topik der Moderne" darzulegen und zu analysieren. Der argumentative Aufbau ist zwar logisch und nachvollziehbar, die einzelnen Teile sind aber eindeutig zu umfangreich geraten. Beispielsweise hätte die ausführliche Vorstellung des Textkorpus in einem Anhang abgehandelt werden können. Auch die Versuche, das Unternehmen umfassend nach allen Seiten hin zu situieren und Fachdiskussionen zusammenzufassen – z.B. im Hinblick auf die Historie Englands im Untersuchungszeitraum – lassen die Studie unnötig ausufern. Durch stärkere Konzentration bzw. Stringenz hätte Fischers Buch sicherlich gewonnen. Allerdings erschließt seine Arbeit – jenseits der großen Namen wie Pückler-Muskau, Heine und Fontane – Verfasser und Reisetexte für die weitere literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung, die bisher nicht oder nur wenig beachtet worden sind. Ein bleibendes Verdienst Fischers ist es aber vor allem, den Gattungsbegriff des belletristischen Reiseberichts auf breiter Quellenbasis und mit großer Akribie historisch zu fundieren.

Elmar Schulte

Immacolata Amodeo, Claudia Ortner-Buchberger (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Brigitte Kienle:

Afrika in Italien – Italien in Afrika
Italo-afrikanische Beziehungen

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2004, 182 Seiten
(Literatur, Imagination, Realität Bd. 35)

Der vorliegende Band vereint die Vorträge aus einer Sektion des Münchner Romanistentags 2001, die den italienisch-afrikanischen Beziehungen gewidmet war. Dass dabei der italienische Kolonialismus der faschistischen Ära im Mittelpunkt steht, ist unmittelbar einleuchtend, schließt der Band wissenschaftsgeschichtlich doch deutlich an die Aufarbeitung dieses lange verdrängten Faktenkomplexes an, die in Italien in den 90er Jahren des 20. Jh. energisch eingesetzt hatte. Die Italianistik an den deutschsprachigen Hochschulen hat sich bisher nicht auf dieses Terrain vorgewagt. Dass dies in diesem, auch durch die jedem einzelnen Beitrag beigegebenen Bibliographien sehr informativen Band erstmals unternommen wurde, dafür muss man den Herausgeberinnen, die mit der Universität Bayreuth – bekanntlich der einzigen deutschen Hochschule, die in der Romanistik ausdrücklich eine Schwerpunktbildung auf Afrika anstrebt – eng verbunden waren bzw. sind, dankbar sein.

Nun folgen Sammelbände mit Sektionsbeiträgen von großen Fachtagungen freilich besonderen Gesetzen: Unter dem Dach eines nicht überaus spezifischen Themas versammeln sich auch solche Beiträge, die sich nur mit Mühe unter diesem gemeinsamen Nenner fassen lassen oder solche, die aus der Not eine Tugend machen und in etwas gewagter Form eine Verbindung zum Hauptthema suchen. Auf der Gegenseite dieser gewissen Zufälligkeit in der Mischung der Beiträge stehen dann oft überraschende Lücken. Auch dieser Band ist davon nicht ganz frei, wie noch zu zeigen sein wird.

Wie die Herausgeberinnen im Vorwort ausführen, war es insbesondere die italienische Historikerzunft, die sich im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zwar spät, aber umso eifriger an die Aufarbeitung der kolonialistischen Vergangenheit Italiens machte, deren dunkelstes Kapitel zweifellos der mit großer Menschenverachtung und Grausamkeit geführte Krieg gegen das Kaiserreich Äthiopien, “la guerra d’Abissinia” war. Mit Nicola Labanca ist ein herausragender Vertreter der italienischen Kolonialgeschichtsforschung auch in diesem Band mit einem Beitrag vertreten. In seinem eigentümlicherweise ans Ende des Bandes gestellten Überblicksaufsatz “Storia e memoria del colonialismo italiano, oggi” (S. 161–178) gibt er einen klaren und gut dokumentierten Überblick über das Verhalten nicht nur der italienischen Nachkriegspolitik zur kolonialistischen Vergangenheit des Landes, sondern auch über die ganz verschiedenen Seiten des “kollektiven Gedächtnisses” der italienischen Nation, die nur allzu gerne den alten, schon zu Kolonialzeiten verbreiteten Mythos des ‘guten’ italienischen Kolonisators – unter dem Stichwort “italiani brava gente” – weiter pflegte oder sich insgeheim nach wie vor gerne an die Melodie und den Text des Schlagers “Faccetta nera, bell’abissina” erinnerte, mit dem eine dem Regime ergebene Unterhaltungsindustrie zur Freude des italienischen Volks, insbesondere dessen männlicher Hälfte, die Brutalität des Krieges hinter der Fassade einer etwas billigen, wenn auch gefälligen Afrika-Erotik verschwinden ließ. Labanca führt aus, wie schwer sich eine der Aufklärung aller Tatsachen verpflichtete Haltung gegen die ‘of-

fizielle', der Staatsräson verpflichtete Kolonialgeschichtsschreibung der 50er Jahre, gegen die Nostalgie der "reduci d'Africa", also der ehemaligen Kolonisten und ihrer Nachfahren, die 1962 im Zuge der rasanten "Entkolonialisierung" Afrikas definitiv aus Libyen ausgewiesen wurden, und gegen eine Öffentlichkeit durchsetzen konnte, die nach wie vor der Illusion eines von 'guten' italienischen Kolonisatoren der Zivilisation näher gebrachten Afrikas anhing. Erst in den 90er Jahren setzt sich, so Labanca, nicht zuletzt aufgrund der zahlreichen provokanten Veröffentlichungen des Publizisten Angelo Del Boca eine selbstkritischere Haltung durch, die auch durch die offizielle Entschuldigungsgeste des Staatspräsidenten Oscar Luigi Scalfaro bei der äthiopischen Regierung gestärkt wurde. Die wissenschaftliche Aufarbeitung fand dann 2001 ihre bisherigen Höhepunkte in Historikertagungen in Caen und London, und schließlich auch, so Labanca, auf dem Münchner Romanistentag im selben Jahr (S. 175, Anm. 41).

In der Tat fokussieren fast alle übrigen Beiträge des Bandes die verschiedenen Aspekte des italienischen Kolonialismus in Afrika, allerdings nicht aus der Historiker-Perspektive, sondern insbesondere durch die Vorstellung und Analyse literarischer Zeugnisse verschiedener Art und Herkunft. Auch in diesem Bereich hat die italienische Literaturwissenschaft bereits Pionierarbeit geleistet.¹ Um es vorwegzunehmen: Es sind nicht immer die Beiträge zu Autoren, die man in diesem Kontext erwartet hatte, wie Oriani, Pascoli, D'Annunzio, Ungaretti oder Berto, die dem Leser den größten Gewinn an Information und Einsichten vermitteln, als vielmehr Außenseiter wie Giuliano Pietri, ja echte Trouvailles wie Arnaldo Cipolla. Bedauerlicherweise hat sich kein Beiträger gefunden, der sich dem wie Ungaretti aus Alexandria stammenden Marinetti und seinem zum Afrika-Mythos ebenso wie zur faschistischen Ideologiebildung wesentlich beitragenden Roman *Mafarka le futuriste* (1909) (it. *Mafarka il futurista*, 1910) gewidmet hätte. Ebenso zu bedauern ist das Fehlen von Mario Tobinos *Il deserto della Libia* und Ennio Flaianos *Tempo di uccidere* unter den vorgestellten Romanen. Auch die seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts entstehenden literarischen Zeugnisse afrikanischer Immigranten in Italien werden nicht berücksichtigt. Aber, wie gesagt, bringen die Umstände des Entstehens eines solchen Bandes solche Lücken mit sich; deshalb verstehe ich diese Hinweise nicht als Kritik, sondern vor allem als Aufforderung an die Zukunft, dieses Forschungsgebiet weiter zu beackern.

Ich komme nun zu den einzelnen Beiträgen: Gunther Verheyen widmet sich in "Kolonialmythen während des Libyenkrieges 1911/12: Italien und die quarta sponda" (S. 45–60) der Frühgeschichte kolonialistischer Mytheme in der italienischen Literatur und nachgeordnet auch in der Politik. Dabei schlägt er einen weiten Bogen von Carduccis "kultischem" Rommythos über Alfredo Orianis zu neuen kolonialistischen Anstrengungen aufrufende Kampfschrift *Fino a Dogali* (1887) und die Schriften des glühenden Nationalisten und Fascisten Enrico Corradini hin zu Gabriele D'Annunzios *Canzoni della gesta d'oltremare*, die der "Vate" im Oktober 1911 gleichsam als Begleitmusik zur Beschießung von Tripoli durch italienische Kriegsschiffe in der großen bürgerlichen Zeitung *Cor-*

¹ Die diesbezüglich wichtigste Publikation, Giovanna Tomasellos *La letteratura coloniale italiana dalle avanguardie al fascismo*, Palermo: Sellerio, 1984, auf die die Herausgeberinnen im Vorwort Bezug nehmen, wurde im übrigen nach der Drucklegung des Bandes ergänzt durch ein weiteres Werk der selben Autorin, auf das noch hingewiesen sei: *L'Africa tra mito e realtà. Storia della letteratura coloniale italiana*, Palermo: Sellerio, 2004.

riere della sera veröffentlichte, und zu Giovanni Pascolis Rede “La grande proletaria si è mossa” aus den selben Tagen, die Italien in einem nationalistischen Rausch sahen. Der Beitrag belegt durch textnahe Analysen einleuchtend die engen Zusammenhänge von nationalistischer und kolonialistischer Ideologie in Italien, die sich beide aus dem Mythos der römischen Imperialmacht nähren. Zur Zeit der “pax romana”, so das in den Texten vermittelte Bild, war auch das südliche Ufer des Mittelmeers, “l'altra sponda”, blühendes römisches Land. Dorthin, so Pascoli, soll Italien, die lange verachtete Märtyrernation (“la grande proletaria”), seine Söhne senden, statt sie als bitter arme Emigranten in die ganze Welt ziehen zu lassen. Dieses eigentümliche ideologische Gebräu, das nicht nur den rechtsnationalistischen Avantgarden, sondern auch Teilen der bürgerlichen Intelligenz zu Kopf stieg, bringt der Verfasser etwas umständlich, aber inhaltlich durchaus zutreffend, auf den das damalige ideologische Klima markierenden Begriff eines “imperialistischen proletarischen Nationalismus” (S. 59).

Susanne Gehrmanns Beitrag “Selva oscura – ‘Frau Kongo’ als Allegorie der Fremderfahrung in Arnaldo Cipollas *L’Aironé*” (S. 91–103) gilt einem literarisch sicher wenig bedeutenden Text, der sich aber m. E. trotzdem als wirkliche *trouvaillie* entpuppt. Der Autor, Afrikareisender und einst Söldner in den Truppen, mit denen König Leopold II. von Belgien seinen “Privatstaat” Kongo beherrschte und ausbeutete, dann Erfolgsschriftsteller in der faschistischen Ära, ist heute völlig vergessen. Seine Bücher sind nicht mehr greifbar und auch aus den Bibliotheken fast völlig verschwunden. *L’Aironé* ist indessen der einzige italienische Roman, dem es gelungen scheint, über antibritische Polemik und italienische Kolonialpropaganda hinaus in den Bereich des Mythos von Schwarzafrika vorzustoßen. Wohl nicht ohne Erinnerung an Joseph Conrads *Heart of darkness*, wie im Beitrag auch angedeutet wird, stehen hier zu Symbolen gebündelte magische Naturkräfte (“l’airone”) dem Protagonisten Evans, dem – britischen – Vertreter eines “schlechten” Kolonialismus gegenüber, der erst nach langem Irrweg zu einem Läuterungsprozess gelangt, an dem seine Geliebte und sein Opfer, die Afrikanerin Mosila, wesentlichen Anteil hat. Mit Hilfe eines wesentlich psychoanalytisch und gendertheoretisch orientierten Ansatzes wird der intrikate Text, der auf den ersten Blick vor allem afrikanische Schauerexotik und schwülstige Erotik dannunzianischer Prägung bietet, überzeugend aufgeschlüsselt. Störend wirkt nur zuweilen die Neigung der Verfasserin zu einem unnötigen modischen literaturwissenschaftlichen Jargon, der eher verunklärt, als dass er die Aussage auf den Punkt brächte.²

Einen ähnlich interessanten Fund kann Charline Brun-Moschetti in ihrem dokumentarisch sehr verdienstvollen Beitrag “Note di lettura sul libro di Giuliano Pietri: A rivederci Africa” (S. 121–132) vorstellen. Es handelt sich um ein auch literarisch sehr interessantes Beispiel von Memorialliteratur aus der Gruppe der “Italo-Afrikaner” (in diesem Sinn scheint mir der Begriff korrekt gebraucht). Die Verfasserin berichtet über ihre nicht einfache Recherche nach der Biographie dieses Außenseiters, der schon als jugendlicher Abenteurer vom ‘Afrikabazillus’ befallen wurde, dann Mussolinis Truppen als Kartograph nach Äthiopien folgte, als solcher in staatlicher Funktion zahlreiche Expeditionen in dem neuen Kolonialreich durchführte und als Faschist, der bis zum Ende der Repub-

² Zur Gestalt der rätselhaft faszinierenden Afrikanerin Mosila heißt es beispielsweise sehr gestelzt: “Die afrikanische Frau repräsentiert als Trägerin einer mehrfachen Fremdheits Erfahrung aufgrund der Kategorien ‘race’, ‘gender’ und ihrer außereuropäischen Kultur eine Verdichtung von Alterität, die sie zum privilegierten Signifikanten des Anderen macht” (S. 98).

blica di Salò dem Regime wohl aus naiver Überzeugung verbunden blieb, nach dem zweiten Weltkrieg auch eine Zeitlang im Gefängnis verbringen musste, bevor er ein 'zweites Leben' als Maler in Rom begann. Ein von der Verfasserin erwähntes Angebot der äthiopischen Regierung, dort wieder als Leiter einer Kartographenschule zu arbeiten, scheint er abgelehnt zu haben. Was auch immer man bei der unsicheren Quellenlage von dieser biographischen Rekonstruktion halten soll: In seinem 1986 erschienenen Erinnerungsbuch, das inzwischen nicht mehr im Handel und auch in deutschen Bibliotheken nicht nachweisbar ist, finden sich, wie die Verfasserin klar herausarbeitet, sowohl die Einflüsse der exotistischen internationalen Literatur der Jahrhundertwende (Loti, Kipling) als auch die eigentümlichen, durchaus in sich widersprüchlichen Eigenstereotypen der italienischen Kolonisatoren, wie etwa das gleichzeitige Pochen auf "superiorità", aber auch auf "generosità" bzw. "bontà d'animo" sowie die Zurückweisung jedes Vorwurfs von "razzismo". Zweifellos widerspiegelt Pietri damit eine Selbsteinschätzung seiner Landsleute, die nach wie vor bis heute in der öffentlichen Meinung Italiens vorherrscht.³ Reizvoll erscheint Pietris Buch vor allem, weil es ausnahmsweise auch Stimmen der "colonizzati" aufnimmt. Es handelt sich um drei im Buch ausführlich beschriebene einheimische Rhapsoden aus Libyen und Äthiopien, mit denen Pietri Freundschaft schloss und deren Lieder er, der des Arabischen und des Suaheli wohl mächtig war, in eigener Übersetzung in sein Buch einfügt.

Wenn Pietris Erinnerungsbuch vor allem von echter Liebe zu Afrika getragen zu sein scheint, so geht es Giuseppe Berto in seinen Memoiren viel mehr um Verarbeitung des persönlichen Traumas der Niederlage im Krieg um Nordafrika, den Italien zusammen mit dem deutschen Afrikakorps gegen die Briten führte. Ihm widmet sich Isabella von Treskow in dem Beitrag "Disinteresse, distanza, disillusione: il colonialismo e la percezione del diverso in *Guerra in camicia nera* di Giuseppe Berto" (S. 105–119). Dieses 1955 erschienene Buch des anerkannten Romanciers der 50er und 60er Jahre, das sich als "diario" eines jungen Kriegsteilnehmers präsentiert, fehlt bezeichnenderweise in den üblichen biographischen Nachschlagewerken⁴, was nicht verwundert, handelte sich der renommierte Autor damit doch, entgegen seinen Beteuerungen, den sicher allzu pauschalen öffentlichen Vorwurf ein, noch immer der faschistischen Kolonialideologie anzuhängen. Die Verfasserin scheint freilich für eine Trennung des "io narrante fittivo" und der Person des Autors einzutreten (S. 105, Anm. 4). Rein literaturtheoretisch gesehen ist dies wohl korrekt, es scheint mir aber eindeutig, dass Berto seine persönliche Sicht – er war als Angehöriger der "milizia" 1942/43 in Libyen – auf den Ich-Erzähler, der annähernd die gleichen biographischen Daten aufweist wie der Autor, überträgt. Der von der Verfasserin ausführlich referierte und in die historischen Zusammenhänge eingeordnete Text ist in der Tat zweideutig, denn er oszilliert zwischen der desillusionierten Position des erzählenden und der von jugendlicher Begeisterung für die Ideale des Faschismus und Kolonialismus geprägten Haltung des erlebenden Ich. Einem wertenden Urteil weicht die Verfasserin verständlicherweise aus; es ist freilich schade, dass sie dieser hochkomplexen

³ Kaum verändert findet sich diese Position noch immer im herrschenden Diskurs der italienischen Medien, etwa wenn es um die Beurteilung der Rolle der heutigen italienischen Besatzung im Irak geht.

⁴ Vgl. etwa das *Dizionario della letteratura italiana contemporanea*. Hrsg. v. E. Ronconi, Firenze: Vallecchi, 1973.

Haltung nicht eine etwas tiefer gehende Analyse hat angedeihen lassen. Sie betont zwar schon im Titel mit Begriffen “disinteresse, distanza, disillusione” eine dominant kritische Position des Buches von Berto zur italienischen Kriegs- und Kolonisationspolitik, unterstreicht aber auch, dass der Erzähler ungebrochen die Selbsteinschätzung der Kolonisatoren übernimmt. Ich würde jedoch nicht, wie die Verfasserin abschließend feststellt, diese Ambivalenz als “merito” (S. 117) bezeichnen wollen, sondern sie als Ausdruck einer noch völlig ungeklärten, von echter Vergangenheitsbewältigung weit entfernten Haltung betrachten, wie sie allgemein in der frühen Memoralliteratur zum Zweiten Weltkrieg nicht untypisch ist.

Ergänzt wird die literarische Seite des Verhältnisses von Italien zu Afrika durch Sylvia Schreibers Beitrag “Frammenti di memoria. Ungaretti und Afrika” (S. 133–149). Die Verfasserin lässt bekannte Fakten aus der Biographie des Dichters aus Alexandria nochmals Revue passieren und stellt Ungarettis frühe Gedichte mit ägyptischen Motiven vor, bei denen sie das Thema der Entwurzelung des lyrischen Ich in den Vordergrund stellt. In einem zweiten Teil erfahren wir zahlreiche interessante Einzelheiten aus den ägyptischen Reiseberichten Ungarettis aus den 30er Jahren, in denen der inzwischen eng mit dem faschistischen Regime Verbundene eifrig die Verdienste der Italiener und Italiens in Ägypten preist und den römischen Afrikamythos wieder aufleben lässt.

Weniger überzeugend ist die Einbeziehung von Elio Vittorinis Romanfragment *Erica e i suoi fratelli* in den afrikanischen Kontext, die Franziska Meier in “Der Abessinien-Feldzug innerhalb der faschistischen Debatte um die Idee einer nationalen Erneuerung” (S. 81–90) versucht. Dass auch Vittorini wie Bottai als revolutionär eingestellte ‘linke’ Faschisten ausgerechnet in Mussolinis Kolonialkrieg einen Weg zur Verwirklichung ihrer in Italien nicht durchsetzbaren Ideale von einem echten ‘korporativen’ Staat erhofften, wie dies der Beitrag anhand von zahlreichen Dokumenten darlegt, zeigt die Realitätsferne dieser Ideen, die von der marxistischen Kritik in Italien vor Zeiten gerne als positiv einzuschätzendes Element im Faschismus gewertet wurde, und sei unbestritten. Die Parallelisierung der Protagonistenfigur des Romans mit dieser Haltung erscheint mir dagegen bei aller Anerkennung der hermeneutischen Bemühungen der Verfasserin etwas weit hergeholt.

Die “offizielle” Darstellung Afrikas im faschistischen Italien lernen wir in Patrizia Belmontes Beitrag “Colonialismo e conquista coloniale nell’Enciclopedia Italiana Treccani” (S. 61–80) kennen. Die der Geographie und Anthropologie Afrikas gewidmeten Artikel der von Giovanni Gentile herausgegebenen großen *Enciclopedia Italiana Treccani*, bekanntlich einem herausragenden Prestigeobjekt der faschistischen Kulturpolitik, in dem sich hohes wissenschaftliches Niveau und faschistische Propaganda ergänzen, werden, von der Verfasserin diskurstheoretisch aufbereitet, im einzelnen vorgestellt. Es zeigt sich, wie zu erwarten, dass das Werk vom kolonialistischen Diskurs durchzogen ist und letztlich Propagandazwecken dienen soll: Für Italien als christlicher Kulturnation par excellence wird ipso facto ein höheres Recht auf koloniale Expansion reklamiert als für die etablierten Kolonialmächte.

Es bleiben noch drei Beiträge zu referieren, die aus dem bisher im Mittelpunkt stehenden Themenfeld des Kolonialismus ausscheren. Patrizia Farinelli widmet sich in ihrem Beitrag “‘Negra sì, ma se’ bella’. La lode della donna bruna e negra nel quadro di trasformazioni del canone della bellezza muliebre nella poesia manierata italiana tra la fine Cinquecento e l’inizio del Seicento” (S. 9–23) lyrischen Texten, deren Frauenbild in einer be-

sonderen Weise vom sich langsam öffnenden klassischen Schönheitskanon des Petrarkismus abweicht. Die rein innerliterarische Perspektive, aus der der philologisch präzise Beitrag das Motiv der dunkelhäutigen Schönheit (“la donna bruna”) literarhistorisch zurückverfolgt und in zahlreichen Varianten ausbreitet, lässt den Afrikabezug (falls ein solcher überhaupt gegeben ist) freilich im Dunkeln. Bedauerlich ist, dass das einleitende Adjektiv des berühmten Marino-Sonetts an die “bella schiava” (“Nera sì, ma se’ bella ...”) aus nicht ersichtlichen Gründen abwechselnd auch als “negra” zitiert wird. Es mag sein, dass sich dahinter ein überlieferungsgeschichtliches Problem verbirgt, das freilich nicht einer Diskussion für wert befunden wird.

Einen Ausflug in ein ganz anderen Gesetzen unterworfenen Medium unternimmt Caroline Lüderssen in dem originellen und gut dokumentierten Beitrag “Immagini dell’Africa nell’opera lirica italiana: 1813 – 1871 – 1961” (S. 25–44). Nach einer kurzen Reflexion zur Geschichte des musikalischen Exotismus widmet sich die Verfasserin afrikanischen bzw. “orientalischen” Motiven in Rossinis *L’italiana in Algeri*, Verdis *Aida* und Luigi Nonos *Intolleranza 1960*, drei Werken also, die offensichtlich in ganz verschiedenen musikalischen, historischen und ideologischen Kontexten entstanden sind. Dementsprechend legt die Verfasserin das Hauptgewicht auf den musikhistorischen Aspekt bei Rossini und Verdi, und auf den politisch-ideologischen bei Nono. Dabei erweist sich, dass die beiden Opern des Ottocento, deren “afrikanische” musikalische Momente eigentlich in den Kontext der damals blühenden Orientmode gehören, und Nonos Oper, trotz ihrer Thematisierung des Algerienkriegs, eigentlich keine “afrikanischen” Probleme behandeln, sondern dass, wie die Verfasserin abschließend feststellt, in allen drei Werken die afrikanischen Themen zur Darstellung von ganz allgemeinen Problemen benutzt werden: “I luoghi africani vengono [...] impiegati per la mediazione di ansie e problemi di validità generale” (S. 42).

Schließlich ist noch über den Beitrag von Véronique Porra “*L’Auberge des pauvres* di Tahar Ben Jelloun. La ‘territorializzazione’ italiana di un ‘uomo contrariato’” (S. 151–160) zu berichten – übrigens der einzige, der die Perspektive umkehrt und, paradigmatisch für eine im Zeitalter der rasant zunehmenden interkulturellen Phänomene in der Weltliteratur und der afrikanischen Immigration nach Italien neu entstandene Situation, einen in Neapel spielenden Roman eines zeitweise in Italien lebenden, francophonen afrikanischen Autors in den Blick nimmt. Am Protagonisten des Romans, einem marokkanischen Schriftsteller, der in einem multikulturellen, chaotischen Neapel sein Romanprojekt eines zweiten *Ulysses* zu verwirklichen sucht, erläutert die Verfasserin Ben Jellouns eigene, freilich scheiternde Suche nach einem interkulturellen Raum der Freiheit, der ihn aus den Zwängen sowohl seiner ersten marokkanischen wie auch seiner zweiten französischen schriftstellerischen Identität befreien soll. Das Scheitern Ben Jellouns lässt nach Ansicht der Verfasserin auch starke Zweifel an den Erfolgsaussichten der italienischen Kulturpolitik aufkommen, eine Immigranteliteratur in italienischer Sprache nach französischem bzw. britischem Muster zu fördern und zu etablieren.

Abschließend sei nochmals unterstrichen, dass der Band zahlreiche neue Perspektiven für ein bisher hierzulande so gut wie unbekanntes Forschungsgebiet eröffnet und ein schönes Beispiel einer ‘erweiterten’ Italianistik darstellt.

Richard Schwaderer